

Friedensinitiative Nottuln



22. Juni 2021

80 Jahre Überfall der deutschen Wehrmacht auf die Sowjetunion

„Meinst du, die Russen wollen Krieg!“

Erinnerungen – Gedenken – Lehren



Bundesarchiv, Bild 101-260-0154-11
Foto: Böhmer | Oktober 1941

Ein Reader der FI Nottuln

Inhalt

| | | |
|-----|---|----|
| 1. | Robert Hülsbusch „Das ist der Fluch der bösen Tat!“ „Nichts wird vergessen!“ Der Überfall auf die Sowjetunion 1941 | 3 |
| 2. | „Ansehen und Ansehen geben!“ Gedanken zu den sowj. Gräbern Robert Hülsbusch | 9 |
| 3. | Gedanken an der Grabstätte von Menschen aus der Sowjetunion | |
| 4. | Erinnern ist unsere Pflicht. Rede des Bürgermeisters Dr. Dietmar Thönnies | 14 |
| 5. | „Ein wahnsinniger Vernichtungskrieg!“ Rede des Bundespräsidenten Steinmeier | 15 |
| 6. | Sowjetische Kriegsgräber in Nottuln und Nottuln-Schapdetten | 22 |
| 7. | Recherche – Wer waren die Frauen und Männer | 32 |
| | a. Gabriele Mense-Viehoff: ZwangsarbeiterInnen im Kreis Coesfeld | 32 |
| | b. Udo Hegemann: ZwangsarbeiterInnen und Kriegsgefangene | 34 |
| | c. Das Lager Herbstwald | 35 |
| | d. Der Soldat aus Kursk, Iwan Sewidow, in Deutschland gestorben | 40 |
| | e. Zwangsarbeit in der Nottulner Strumpffabrik Rhode – zwei Frauen berichten | 41 |
| | f. 2002 - Besuch aus Polen und Pflanzen eines Baumes im Rhodepark | 50 |
| | g. 2017 – Kontroverse Diskussion um das Gedenken an Zwangsarbeit in Nottuln | 56 |
| 8. | 1990. „Das werden wir nie vergessen!“ Fünf Tage in Kursk – Begegnungen und ein persönlicher Friedensvertrag | 63 |
| 9. | 2021. „Wir weigern uns, Feinde zu sein!“ Ein persönlicher Friedensvertrag heute | 74 |
| 10. | Für eine neue Entspannungspolitik | 75 |
| 11. | „Sicherheit neu denken“ - Ein neue gemeinsame europäische Sicherheitspolitik Ziele und Schritte bis 2040 | 78 |
| 12. | „Meinst du, die Russen wollen Krieg!“ | 83 |
| 13. | 2002 Gedanken an der Grabstätte von ehemaligen Zwangsarbeitern in Havixbeck | 87 |
| 14. | Frey – Für eine neue Entspannungspolitik – Neue Ansätze (Anhang ab) | 88 |
| 15. | Sicherheit-neu-denken- Eine Partnerschaft mit Russland | |

1 Robert Hülsbusch

„Das ist der Fluch der bösen Tat!“ „Nichts wird vergessen!“ Der Überfall auf die Sowjetunion 1941

Informationen und Gedanken

Es war vor 80 Jahren. In den frühen Morgenstunden des 22. Juni 1941 überschritten etwa drei Millionen schwer bewaffnete deutsche Männer in Wehrmachtsuniform die östliche Grenze des damaligen - bis nach Polen ausgedehnten - deutschen Reiches.

Der Überfall auf die Sowjetunion begann.

Mit dabei war auch mein Onkel, der damals 22jährige Franz Klane. Er hatte Glück und überlebte diesen Krieg im Osten. 1945 geriet der junge Soldat in russische Gefangenschaft. Auch diese überlebte er. Vier bittere Jahre. 1948 kam er zurück. Er stand vor seinem Elternhaus. Seine Mutter öffnete die Tür und erkannte ihren Sohn nicht.

Seine erste Sätze damals: „Ihr dürft alles fragen. Aber fragt niemals, was ich in Russland gesehen und erlebt habe.“

Die Familie hielt sich daran. Bis zu seinem Tod.

Auch wenn ich mich als Geschichtslehrer mit dem 2. Weltkrieg intensiv beschäftigt habe – ich kann nur erahnen, was das bedeutete: damals dort Soldat zu sein. In der deutschen Öffentlichkeit erfährt dieser Krieg bis heute nicht die Wahrnehmung, die zum Beispiel der Holocaust erlebte. Was der ehemalige Bundespräsident Gauck vor ein paar Jahren feststellte, gilt noch heute: Dieses Kapitel liegt bei uns bis heute in einem „Erinnerungsschatten“.

Vor Jahren bekam ich eine Vorstellung von dem, was sich in Weißrussland, in der Ukraine, in Russland zutrug. Zweimal besuchte ich Russland und Weißrussland.

1990 war ich in Kursk – einer Stadt ca. 500 km südlich von Moskau. Dort fand die größte Panzerschlacht des 2. WK statt. Noch heute ist überall zu sehen und zu erahnen, welche Spuren und Narben dieser Krieg in der Stadt und in den Familien hinterlassen hat.

Robert Hülsbusch: „Nichts wird vergessen!“ 2. Deutsch-sowjetische Friedenswoche vom 31.8. bis zum 8.9.1990. Tagebuchaufzeichnungen einer Reise in die Sowjetunion

Kursk

2.9.1990

Morgens steht eine Stadtrundfahrt auf dem Programm. Wir besuchen eine Kathedrale. Es herrscht großer Andrang. Ein Brautpaar lässt sich vom Erzbischof persönlich trauen. Danach folgt schon das nächste. Wir besuchen die Gedenkstätte für die Opfer des 2. Weltkrieges. Gerade Kursk hat sehr gelitten. Hier fand die größte Panzerschlacht dieses Krieges statt. 1500 solcher Ungetüme nahmen daran teil. 50 Tage und Nächte war Kursk umkämpft. Es gab nicht einen Quadratmeter, der nicht mit Trümmern bedeckt war. Den Rest besorgte die deutsche Luftwaffe. Zu 80 % lag diese Stadt in Schutt und Asche. Zum 40. Jahrestag der Befreiung errichtete die Bürger der Stadt in Eigenregie diese riesige Gedenkstätte. Stumm legen wir dort Blumen nieder.

Schon geht es weiter. Wir besuchen das Heimatmuseum. Die gesamte russische Geschichte entfaltet sich uns. Die Herrschaft der Zaren, die Revolution, Stalin, der 2. Weltkrieg, der Wiederaufbau. Ein großes Gemälde zeigt

noch einmal die Panzerschlacht: Verwüstung, Blut, Tod. In einem Prospekt der Stadt Kursk wird diese Episode besonders hervorgehoben: Es war die beste Operation des 2. Weltkrieges. Für wen? Für die vielen jungen Deutschen und Russen, die in diese Schlacht geschickt wurden und dort elendig krepiereten? Die faschistischen Horden seien damit zurückgeschlagen worden. Bedenkt man die vielen Grausamkeiten, die auf deutscher Seite begangen wurden, nicht von der berüchtigten SS, fast möchte man dieser Begrifflichkeit zustimmen. Aber dann denke ich an meinen Onkel, der hier am Russlandfeldzug teilnahm. Alle seine Feldbriefe habe ich gelesen. Nein, ein Faschist war er nicht, auch nicht ein Herdentier. Eher ein fast noch kleiner Junge, betrogen und belogen. Doch dieses Differenzieren zu verlangen, geht wohl zu weit.

3.9.1990 Am Montagmorgen: Empfang im Haus des sowjetischen Friedenskomitees Kursk

Unsere erste Frage - wie sollte es anders sein - gilt der Vergangenheit. Kriegsveteranen sitzen am Tisch: „Können Sie vergessen? Können Sie verzeihen?“ Ein kleiner Mann steht auf, atmet kurz durch und beginnt: „Ich habe viel Blut gesehen, viele Verbrechen, von deutschen Soldaten begangen. Es war ein schrecklicher Krieg. Auch von russischer Seite wurde Ihrem Volk viel Leid angetan. Nun, vergessen werde ich nie. Aber ich hege keinen Hass mehr. Und das ist für mich sehr viel. Bestellen Sie das den Männern in Ihrer Stadt, die damals auf deutscher Seite kämpften. Wir reichen Ihnen die Hand, aber es fällt uns noch sehr, sehr schwer.“

Olga, der jüngeren Generation angehörig, die eigentlich während unserer Reise nur selten die Vergangenheit anspricht, ergänzt: „Erst gestern erfuhren wir, dass unser Onkel in Ostpreußen gefallen ist und dort begraben liegt. Mein Opa starb in der Kursker Schlacht. Als Kind sah ich, wie meine Tante von Deutschen erschossen wurde. Das Haus meiner Cousine wurde von der Wehrmacht beschlagnahmt. Ein Militärstab fand dort Unterschlupf. Verstehen Sie? So ist es in vielen Familien.“

Wir verstehen.

7.9.1990

Gerade haben wir Blumen niedergelegt am Grab des Unbekannten Soldaten. Eine berührende Aktion. Und dann geht es weiter.

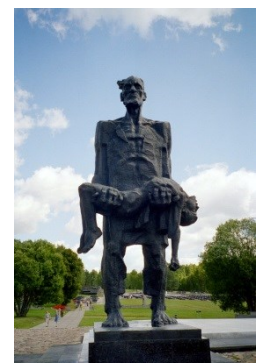
Auf der Fahrt in den Kreml sitze ich neben einer älteren deutschen Frau. Sie wirkt sehr aufgeregt. Nach zwei Sätzen verstehe ich sie gut: „Ich wusste doch, was auf mich zukommt! Warum musste ich weinen, einfach losheulen?“ Die Blumenniederlegung am Grab des Unbekannten Soldaten hat sie aufgelöst. Ich finde, sie hat allen Grund aufgeregt zu sein, hat sicher viele Gründe, auch zu weinen.

Überrascht zeigt sie sich davon, dass so viele junge Leute mit in die Sowjetunion gefahren sind, so viele junge Menschen dieses geschichtsträchtige Programm nicht nur erledigen, sondern mitleben. „Sie haben es doch nicht erlebt.“ Und sie beginnt vom Krieg zu erzählen: „Wir haben ständig morgens an den Fenstern gehangen, die Finger in die Gardinen gekrallt und auf den Briefträger gewartet - und gehofft, dass er vorbeigeht.“ Die Nachrichten aus dem 'Feld der Ehre' waren grausam. Mir fällt ein Bild von Kaschnitz ein: eine Mutter, die erfährt, dass ihr Sohn gefallen ist, schieres Entsetzen!

Nie wieder!

1992 war ich nach Minsk eingeladen. 50 km von der weißrussischen Hauptstadt liegt die Gedenkstätte Chatyn. Begrüßt wird jeder Besucher dieser Gedenkstätte durch eine überragende Bronzestatue:

durch den Schmied Jossif Kaminski. Auf den Armen trägt er seinen sterbenden Sohn. Drei Menschen überlebten ein Blutbad, das deutsche Soldaten dort 1943 anrichteten – zwei Kinder und dieser Mann, der Schmidt Jossif Kaminski.



Chatyn war ein kleines belorussisches Bauerndorf. Windgeschützt lagen die 26 Bauernhäuser in einem Birken- und Kiefernwald.

Am Morgen des 22. März 1943 dringen deutsche Einheiten in das Dorf ein. Sie holen die Menschen aus den Häusern und treiben sie in der Dorfscheune zusammen. Dann zünden sie die Scheune an. Bei lebendigem Leibe verbrennen 149 Menschen, darunter 75 Kinder. Wer nicht durch die Flammen umkommt oder durch den Rauch erstickt, wer zu fliehen versucht, stirbt in den Maschinengewehrsalven des Kommandos. Das ganze Dorf wird dem Erdboden gleichgemacht, die Häuser eingäschert, die Brunnen vergiftet.

Dort, wo die Holzhäuser standen, sah ich jetzt kahle Glockentürme. Die Grundrisse der Häuser sind mit Betonplatten angedeutet. An den Türmen sind die Namen der umgebrachten Bewohner der Häuser auf einer Tafel angeschlagen. Alle 30 Sekunden läuten die Glocken einen Ton. Eine berührende, unwirkliche Atmosphäre liegt über dieser Stätte.

Zusammen mit meinem Gastgeber Nikolai Grigorjewoj legte ich damals an der Gedenkstätte Blumen nieder. Von ihm erfuhr ich auch, dass noch Hunderte weitere Dörfer ähnlich grausam wie Chatyn von Deutschen völlig vernichtet wurden. Ganze Landkreise wurden in Belarus ausgerottet. 209 Städte und größere Ortschaften wurden zerstört, 9200 Dörfer in Schutt und Asche gelegt. 2.223.000 Bürger - jeder vierte Einwohner - fiel dem Terror zum Opfer. Dies symbolisch darzustellen, stehen heute in Chatyn 3 Birken. Die vierte fehlt. Statt derer brennt ein Feuer.

Im Marschgepäck trugen die deutschen Generäle beim Überfall auf die Sowjetunion die Illusion, das riesige Nachbarland im Osten in einem Blitzkrieg von wenigen Monaten niederringen zu können. So wie Frankreich schon besiegt worden war.

Die Generäle verfügten über ein Bündel von zentralen Weisungen des Oberkommandos der Wehrmacht und des Oberkommandos des Heeres. In denen war eine neue Art der Kriegsführung festgelegt. Es handelte sich um Anweisungen zu exzessiver Gewalt. Der „jüdisch-bolschewistische“ Feind sollte nicht nur besiegt, sondern „vernichtet“ werden. Erobern, zerstören, auslöschen – das war die Devise der Wehrmacht.

In einer Geheimrede in der Reichskanzlei hatte Hitler am 30. März 1941 seine Generäle auf dieses „Unternehmen Barbarossa“ eingeschworen. In aller Offenheit legte er seine rassenideologischen Vorstellungen und seine Vernichtungsabsichten dar. Wie schon in dem Buch „Mein Kampf“ 1932 niedergeschrieben: Es ging um die „Gewinnung von Lebensraum und Ressourcen für die germanische Rasse.“ Und es ging um den industriell durchgeführten Massenmord, um die Ermordung der europäischen Juden. Fernab von Zentrum Europas, weit im Osten.

Die deutsche Generalität folgte ihm, stimmte zu.

Ausdruck dieses Vernichtungsfeldzuges war z.B. der Kommissars-Befehl. Alle russischen Politikommissare waren – so der Befehl – sofort zu liquidieren. Die politische Intelligenz sollte schnell und gnadenlos ausgelöscht werden.

Wie dieser Krieg endete, wissen wir. Dabei waren der Russlandfeldzug und die ersten Siege im deutschen Volk durchaus populär und wurden auch von der Oberschicht begrüßt. Auch die Leitung der kath. Kirche leistete öffentlich Unterstützung.

Bischof Kardinal von Galen wird zu Recht wegen seiner kritischen und mutigen Äußerungen zum NS der „Löwe von MS“ genannt.

Am 14.9.1941 stellte er in einem langen Hirtenbrief seine Erleichterung über den Einmarsch fest und begrüßte den Überfall auf die Sowjetunion als Präventivmaßnahme gegen den Versuch Moskaus, „die bolschewistische Irrlehre und Gewaltherrschaft nach Deutschland und Westeuropa vorzutragen“. Der Feldzug diene „zur Befreiung ... von der Pest des Bolschewismus“.

Nach dem Krieg räumen die Kirchen ihre Mitschuld ein. So in der Stuttgarter Erklärung des Rates der EKD: „Mit großem Schmerz sagen wir: Durch uns ist unendliches Leid über viele Völker und Länder gebracht worden.“

Christian Hartmann vom Institut für Zeitgeschichte gab 2011 eine Gesamtopferzahl dieses Krieges in der Sowjetunion an - über 26 Millionen Menschen: darunter 11 Millionen sowjetische Soldaten, von denen 8 Millionen durch Kampfhandlungen und drei Millionen in deutscher Kriegsgefangenschaft starben. Durch die Kriegshandlungen beider Seiten wurden etwa 1.700 Städte und etwa 70.000 Dörfer sowie insgesamt etwa 1.000 Kirchen und 500 Synagogen zerstört.

Sevim Dagdelen nennt zusätzlich noch 32.000 Fabriken und 4.000 Museen.

Was folgte ist bekannt: die Siege der Roten Armee, die Besetzung und Zerstörung Deutschlands mit unendlich viel Leid für die Zivilbevölkerung. Deutsche Soldaten fanden in der Gefangenschaft keine Gnade – dies erlebte auch mein Onkel Franz.

Frauen wurden massenweise vergewaltigt. Friedrich Schiller hätte dazu gesagt:

„Das ist der Fluch der bösen Tat,
dass - fortzeugend – immer Böses muss gebären.“

Und heute? „Jetzt sind wir hier. Was jetzt geschieht, geschieht durch uns!“ – sagte mal die Schriftstellerin Anna Seghers.

Jedes Jahr wird der D-Day in Normandie gefeiert und der vielen toten Soldaten aus den USA und England und woher sie alle kamen, gedacht. Helmut Kohl hielt Mitterand die Hand. Entschuldigungen ...

Mir ist nicht bekannt, dass ein deutscher Spitzenpolitiker in den Ländern der ehemaligen Sowjetunion war und dort der Zerstörung durch die Deutschen hat. Sich entschuldigt hat.

Erst jetzt 2021 – 80 Jahre danach - kommen die Worte von Außenminister Maas, gedachte der deutschen Außenminister der vielen Millionen Opfer des Krieges im Osten: „Nazi-Deutschland hat die Versklavung und Auslöschung ganzer Staaten und Völker nicht nur in Kauf genommen, sondern zum Kriegsziel erklärt. Fassungslos blicken wir auf diesen Teil unserer Geschichte, auf den Rassenwahn, auf die völlige moralische Enthemmung, die auch gerade im Ostfeldzug ihren fürchterlichen Ausdruck genommen haben.“ Er verneige sich „voll Trauer und Scham vor den Opfern“. Das ist ein erster Schritt. Was fehlt ist, dass er oder besser noch die Bundeskanzlerin in die Staaten der ehemaligen Sowjetunion fährt und dort um Vergebung bittet und dort Wiedergutmachung ankündigt – z.B. in Form neuer Perspektiven für eine partnerschaftliche vertrauensvolle Zusammenarbeit.

Das wird nicht geschehen.

Friedrich Schiller noch mal:

„Das ist der Fluch der bösen Tat,
dass - fortzeugend – immer Böses muss gebären.“

Indem wir die böse Tat benennen, sie als Teil unserer Geschichte annehmen, lehnen wir uns gegen dieses schauerliche Muss des fortzeugenden Gebärens von Bösen auf. Und in dem wir Taten folgen lassen.

In seiner Gedenkrede vor wenigen Tagen in Babyn Jar, in der Ukraine, formulierte Bundespräsident Gauck dies so:

„Wir sprechen von unermesslichem Leid
und wir Deutschen von unaussprechlicher Schuld,
wenn wir vor dem Abgrund der Shoah – und ich füge hinzu: der begangenen Kriegsverbrechen - stehen. Wenn wir hineinschauen, schwindelt es uns. Wir fürchten,

der Abgrund schaue auch in uns hinein. Aber wir haben gelernt und werden es nicht vergessen, dass es kein Nachdenken über die deutsche Schuld und die uns gemeinsame Geschichte geben kann, das sich diesen Blick erspart.

Wir schulden ihn den Opfern,
wir schulden ihn aber auch der Gegenwart, uns selbst.“

Und weiter:

„Der Blick auf das Vergangene qualifiziert meinen Blick auf das Gegenwärtige. Indem ich mich vor all den Opfern von einst verneige, stelle ich mich an die Seite all der Menschen, die heute Unrecht benennen, Verfolgten Beistand leisten und unverdrossen für die Rechte der Menschen eintreten, denen die Menschenrechte versagt werden.“

So müssen wir mit großer Sorge die neuen, die zunehmenden Spannungen zwischen Ost und West betrachten – die erneuten Aufrüstungen, das gefährliche Drehen an der Spirale der Gewalt.

Mit Sorgen sehen wir den Aufmarsch der Nato-Staaten an Russlands Grenzen. Gerade wieder hat die Nato beschlossen, die Truppen direkt vor der Haustür Russlands zu verstärken. Mit Sorgen müssen wir sehen, dass Russland alte Militärstützpunkte auf Kuba und in Vietnam reaktiviert will, atomare Abrüstungsvereinbarungen auf Eis legen will.

Was ist das für ein Unsinn, was für ein unhistorischer Rückschritt – bar jeder politischen Vernunft, was eine gefährliche neue Konfrontationspolitik!

Auch die rhetorische Aufrüstung auf beiden Seiten ist gefährlich. Auch hier tut Abrüstung Not.

Erhard Eppler schrieb kurz vor seinem Tod dazu:

„Wer als Deutscher über Russland und seine Menschen redet, auch über seine Politiker, seinen Präsidenten, muss im Gedächtnis haben, was heute vor 80 Jahren begann. Dann wird jede verletzende Arroganz verfliegen und sich das Bedürfnis regen, wenigstens einen Bruchteil des Horrors wieder gutzumachen.“

Beide – der Westen und Russland – müssen ein großes Interesse daran haben, dass es zwischen Ost und West eine stabile, friedliche Beziehung gibt.

Das sind wir den Menschen heute schuldig. Aber auch den vielen Menschen, die vor 80 Jahren in diesem barbarischen Krieg starben.

Wir sollten in Europa Sicherheit neu denken, neu konzipieren.

Sicherheit,

die blauäugig und träumerisch auf die waffenstarrende Abschreckung setzt,

die auch den Einsatz von Atomwaffen mitten in Europa einkalkuliert,

diese Sicherheitspolitik muss sukzessive umstrukturiert werden in einen Sicherheitspolitik, die auf Vertrauen und gegenseitigen Respekt, die auf eine gemeinsame Sicherheitsstruktur setzt, auf eine Struktur, die immer auch die Sicherheit der anderen mitdenkt. Das ist die Lehre der Geschichte von vor 80 Jahren, das ist die dringende Aufgabe, die wir anpacken sollten.

Anfang des Jahres kam der pensionierte 4-Sterne-General der US Army Lloyd Austin, jetzt als Verteidigungsminister der Vereinigten Staaten, nach Deutschland und brachte gleich neue US-Soldaten mit, zur „Abschreckung und Verteidigung in Europa“. Sie sollen Konflikte verhindern, klar, aber wenn nötig, „kämpfen“ und „siegen“, so der Ex-Soldat. Ich kenne keinen Militäreinsatz und keinen Krieg in den letzten 50 Jahren, in dem es wirkliche Sieger gab. Nur Verlierer, nur Schutt und Asche, nur Tote und Verletzte, nur Leid – im Wesentlichen für die Zivilbevölkerung, für Kinder und Alte, Frauen und Männer. Und dann wieder bei Null anfangen und aufbauen und der Toten gedenken. Kämpfen und siegen – das würde bedeuten: Europa wird

auch und wieder so ein Schlachtfeld. Das soll eine Sicherheitspolitik sein! Nein, danke! Austin soll seine Soldaten wieder mit nach Hause nehmen. Und wir werden Sicherheit neu denken!

Am Eingang der Gedenkstätte Chatyn auf einer Anhöhe konnte ich auf weißem Marmor diese Gedanken lesen:

"Liebe Mitmenschen, denkt daran:

Wir haben das Leben und unsere Heimat geliebt.

Wir sind lebendigen Leibes verbrannt. Unsere Bitte an alle: Mögen euch eure Trauer und Leid Kraft und Mut geben, damit ihr für immer Frieden auf der Erde stiftet. Damit nie und nimmer das Leben im Sturm des Feuers stirbt."

Damit nie und nimmer das Leben im Sturm des Feuers stirbt.

Ob uns dies gelingt? Das steht noch dahin!

Es hängt von uns ab.

Es hängt auch von uns ab.

Robert Hülsbusch

„Ansehen und Ansehen geben!“

Gedanken an der Grabstätte von Menschen aus der Sowjetunion
auf dem Friedhof in Schapdetten
aus Anlass des 80. Jahrestages des Überfalls auf die Sowjetunion.

| | | | |
|-----------|----------|-------------|-------|
| Andrej | KORATKI | + 19.6.1945 | UDSSR |
| Sergej | NALCO | + 23.6.1945 | UDSSR |
| Timhofe | SUBLIKOW | + 27.6.1945 | UDSSR |
| Schlenkow | SARCHS | + 1.7.1945 | UDSSR |

Seit einiger Zeit erst kenne ich eure Namen.

Wir haben versucht herauszufinden, wer ihr seid.

Unter welchen Umständen ihr nach Deutschland, nach Nottuln gekommen seid.

Was ihr hier - fern ab von Eurer Heimat und in unserer Heimat erlebt habt.

Wie es euch ging und was ihr machtet, nachdem der Krieg und der Nazi-Spuk vorbei waren.

Wie ihr ums Leben gekommen seid.

Wie eure Angehörigen von eurem Tod erfuhren, wie sie trauerten, eure Eltern, eure Partner, eure Verwandten und Freunde.

Wir können nur erahnen.

Einiges erahnen von dem, was euch angetan wurde fern eurer Heimat.

Im Archiv des Kreises Coesfeld ist zu lesen:

Zu Kriegsbeginn kamen polnische kriegsgefangene Soldaten in die Lager: z.B. auch nach Lüdinghausen/Seppenrade/Nordkirchen.

Die Zustände in den Lagern und die verachtende Behandlung der internierten Menschen waren zum Teil katastrophal. Neben den Juden waren Zwangsarbeiter geächtet und nach den Rassegesetzen ohne Wert. Auch polnische Zwangsarbeiter mussten ihre Kleidung kennzeichnen.

400.000 Kriegsgefangene der Roten Armee wurden nach Deutschland verschleppt. Ihnen ging es noch schlechter. Sie wurden in Lager verbracht und sich selbst überlassen. Tausende sind verhungert und verreckt und in Massengräbern verscharrt!

Zunächst waren die verschleppten Soldaten nicht für die Zwangsarbeit vorgesehen.

Doch im Oktober 1941, als durch Einberufung zur Wehrmacht große Lücken an deutschen Arbeitskräften entstand, bedingt auch durch das Pflichtjahr der deutschen jungen Mädchen, ordnete Hitler den Arbeitseinsatz der sowjetischen Arbeitskräfte an.

Wurden die polnischen Menschen schon schlecht behandelt, so waren noch schlechtere Arbeits- und Ernährungsbedingungen für die Menschen aus der Sowjetunion der Standard. Darüber hinaus wurden Hunderttausende Zivilisten wurden in Osteuropa versklavt, verschleppt und zur Zwangsarbeit gezwungen.

Auch in Nottuln wurden Zwangsarbeiter beschäftigt – so z.B. in der Strumpffabrik Rhode. Zwei Frauen berichten in einem Buch von Gisela Schwarze von ihrer gewaltsamen Entführung und ihrer Arbeit dann in der Nottulner Fabrik. Ein Baum, gepflanzt im Rhodepark, erinnert an dieses Kapitel auch Nottulner Geschichte – zusammen mit einem Info-Schild, auf dem jedoch – so bedauert die FI – der Hinweis darauf, dass konkret in den Fabrik Rhode auch Zwangsarbeiterinnen beschäftigt wurde, entfernt wurde.

Kasten:

Alexandra Isaarlonowna R, Jahrgang 1922, Lwow/Ukranine

leistete Zwangsarbeit in der Nottulner Trikotagen-Fabrik Rhode:

"Vielen Dank für Ihren Brief, für Ihre Aufmerksamkeit mir gegenüber und für Ihr Interesse an den Opfern des Nationalsozialismus und unseren Schicksalen.

Ich werde bald 79 Jahre alt. Vieles hat sich in der Erinnerung verwischt. Es tauchen natürlich auch Einzelheiten unseres Lebens in jenen Jahren auf, aber sie verblassen allmählich und viele von uns, die all diese Unbilden und Entbehrungen durchgemacht haben, erinnern sich nur ungern daran. Aber dass dieser Krieg sehr vielen Menschen uns - wie auch den Deutschen - viel Leid und Kummer gebracht hat, das wird man nie vergessen. Niemanden wünsche ich jemals, so etwas zu erleben.

Man deportierte mich im Juli 1942 zur Zwangsarbeit nach Deutschland. Ich war damals 20 Jahre alt. Verschickt wurden nur die gesunden kräftigen Jungen und Mädchen. Wer sich zu verstecken suchte, wurde einfach umgebracht. Ich wurde aus dem Dorf K., Gebiet Dnepropetrowsk deportiert. Man transportierte uns in Güterwaggons in Begleitung einer Wachmannschaft.

Seitdem ist viel Zeit vergangen und man möchte die Erniedrigungen, die man damals ertragen musste, nicht noch einmal erleben. Sich an die Einzelheiten zu erinnern, das heißt ja, noch einmal fühlen, was den Schmerz verursachte, obwohl er mit der Zeit an Schärfe verloren hat. Sber man muss sich daran erinnern, damit es im Leben unserer Kinder, Enkel und Urenkel keine Kriege und keinen Hass mehr gibt."

Aus: Gisela Schwarze: Die Sprache der Opfer. Briefzeugnisse aus Russland und der Ukraine zur Zwangsarbeit.

Nach Kriegsende im Juli 1945 lebten im Kreis Coesfeld 10.000 sogenannte Ostarbeiter, die nun nicht mehr unter Kontrolle standen – viele davon im „Baumbergelager“: Russen und Polen („Displaced Persons“).

Am 31. 7. 1945 heißt es in einem Bericht, dass nach Plünderung und Vergewaltigung zwei Russen von „unbekannten“ Tätern erschossen wurden. (siehe Kasten unten auf der Seite)

Am 10. August 1945 wurde das Lager endgültig aufgelöst. Damit endeten die Gewalttaten. Allerdings wurden viele der Zwangsarbeiter aus Belarus und der Ukraine in der Sowjetunion als Kollaborateure wiederum in Lager gebracht und starben.

Michail KOSSMEZOW + 19.7.1945 UDSSR

M. KONSTANTIN + 4.6.1945 UDSSR

M. SIROTKIN + 5.6.1945 UDSSR

GREGORI MIZHENKO + 1.6.1945 UDSSR

Wir sind uns im Leben nicht begegnet. Doch seid ihr in mein Leben getreten über diesen Ort. Ich spüre eine Verbindung wachsen über die Zeiten. In eurer Zeit wurde das Unmögliche versucht, im Namen einer unmenschlichen Ideologie euch eure Würde abzusprechen von Menschen aus dem Volke, dem ich angehöre.

Dafür bitte ich euch heute um Vergebung. Mit meinem Besuch und mit Freunden und Bürgern aus der Gemeinde Nottuln – wir alle bringen zum Ausdruck, dass wir Euch in Eurem Menschsein achten und würdigen. Ich versuche mich zu erinnern. Das heißt für mich nicht nur zurückschauen auf eine schlimme Zeit mit Krieg und Verbrechen. Er-innern schließt für mich ein, nach innen zu gehen und wahrzunehmen, was in der Tiefe meines Herzens ist:

Wir sind eins. Wir gehören als Menschen zusammen.

Mit unserem Blumengruß und dem Entzünden eines Lichtes setzen wir von Seiten der Friedensinitiative und der Gemeinde Nottuln ein Zeichen. Euer Schicksal, das ihr mit Millionen Menschen geteilt habt, ist uns nicht gleichgültig. Es hilft uns den Weg des Erinnerns zu gehen - hier und heute den Weg der Verbundenheit. Es hilft uns Freundschaft zu leben, die Hand zur Versöhnung auszustrecken.

| | | | |
|---------|------------|-------------|-------|
| Nikolay | CHLUPIN | + 8.6.1945 | UDSSR |
| Gertro | HABLOCK | + 10.6.1945 | UDSSR |
| Timofai | SOWSNOWSKI | + 15.6.1945 | UDSSR |
| N. | NASAR | + 18.6.1945 | UDSSR |

ihr seid für mich gegenwärtig. Ihr seid anwesend, nicht in dieser Grabstätte so wenig wie all die anderen Toten auf diesem Acker. Ihr lebt in meinen Gedanken, in meiner Scham und Trauer. Ihr lebt in meiner Hoffnung und in meinen Träumen von einer friedlichen Menschenfamilie

„Der Fluch der bösen Tat“

Immer wieder wird auch von Gewalt- und Gräueltaten berichtet, möglicherweise auch von Euch begangen - nach der Befreiung aus der Zwangsarbeit. Schrecklich ist das zu hören. Und nicht im Geringsten zu rechtfertigen oder zu verteidigen. Aber vielleicht zu verstehen - wenn man will: Krieg ist ein Verbrechen. Der preußische General und Militärtheoretiker Carl von Clausewitz konstatierte schon vor zweihundert Jahren: "Der Krieg trägt seinem Wesen nach die Tendenz in sich, zum Äußersten zu gehen." Krieg entmenschlicht. Krieg zerstört jede Humanität. Gewalt erzeugt neue Gewalt, Rache und Hass. Abgrundtiefen Hass.

Friedrich Schiller:

„Das ist der Fluch der bösen Tat, dass - fortzeugend – immer Böses muss gebären.“

Und besonders schrecklich:

Vergewaltigungen sind Teil eines jeden Krieges, auf allen Seiten zu allen Zeiten.
Unvorstellbar!

Oder doch:

Hannes Wader singt in einem Lied über einen toten Soldaten aus dem Ersten Weltkrieg:

"Hast du toter Soldat mal ein Mädchen geliebt?
Sicher nicht, denn nur dort wo es Frieden gibt,
Können Zärtlichkeit und Vertrauen gedeihen,
Warst Soldat um zu sterben nicht um jung zu sein.
Vielleicht dachtest du dir, ich falle schon bald,
Nehme mit mein Vergnügen wie es kommt mit Gewalt.

Dazu warst du entschlossen hast dich aber dann,
Vor dir selber geschämt und es doch nie getan."

Gemeinde Nottuln

Bürgermeister Dr. Dietmar Thönnies

„Es ist unsere Pflicht zu erinnern!“

Rede zum Gedenken 80. Jahrestag Überfall SU 22. Juni 2021

Bei den sowjetischen Kriegsgräbern in Nottuln-Schapidetten

Was für eine Aufgabe für uns hier und heute, sich hier und heute an den Überfall auf die Sowjetunion zu erinnern!

Auch wenn auf der Erinnerung an den Ausrottungs- und Vernichtungsfeldzug im Osten in Deutschland ein „Erinnerungsschatten“ liegt, ist es unsere Pflicht, dass wir uns erinnern und das kollektive Bewusstsein wachhalten.

Allein hier an den Gräbern von weitgehend unbekanntem Menschen sehen wir, dass die Erinnerung blasser und immer schwächer wird. Es war schwer, herauszufinden, wer auf dem Friedhof begraben ist, sind es Zwangsarbeiter oder Kriegsverbrecher. Es ist nicht wirklich gelungen.

Man kann vermuten, dass sich unter der russischen Kriegsgefangenen auch Täter befinden, die durch die Alliierten bei einem Überfall mit Handgemenge erschossen wurden. Wir ahnen, dass unter diesen Toten auch Menschen sind, die sich schuldig gemacht haben.

Aber was heißt das für uns heute? Ist die Frage von Schuld, von Opfern und Tätern angesichts der Gräber von Menschen wichtig? Mit gleicher Berechtigung würde man fragen müssen, was diese Menschen zu dem gemacht hat, was sie wurden. Es bleibt unsere kollektive Schuld.

Darum gedenken wir der Toten, die zu Tode gekommen sind in einem von Deutschen angefangenen und brutal geführten Krieg. Darum denken wir an die Völker der Sowjetunion und denken an deren Leid. Darum denken wir auch an diese Menschen, die hier begraben sind und die uns mahnen.

Es ist an uns, das Narrativ lebendig zu halten und es bleibt unsere Aufgabe, nicht zu schweigen und immer wieder an den Krieg als ein Verbrechen zu erinnern. Uns, die wir hier stehen, treibt der Wunsch, so eine Zeit nie wieder zu erleben!

Genau darum erinnern wir uns an den Überfall auf die SU. Wir holen ihn aus dem

„Erinnerungsschatten“ für einen Tag heraus.

Wir besuchen diese Gräber, die Gräber von Menschen, von Russen, und legen dort Blumen nieder – gegen das Vergessen und für einen aktiven und kritischen Umgang mit unserer Geschichte.

„Ein Krieg hin zum Wahn totaler Vernichtung!“

Rede des Bundespräsidenten Steinmeier zum 80. Jahrestag des Überfalls auf die SU



Den 22. Juni 1941 erlebt Boris Popov als junger Panzergrenadier. Er ist 19. Seine Einheit liegt wenige Kilometer vor Minsk. Nach dem Frühstück am Morgen des 22. Juni, erzählt er, seien er und seine Kameraden in den Garten gegangen, um sich in die Sonne zu legen. Die ersten Schüsse und Explosionen hört Boris Popov dort, im Gras liegend. Es ist ein Sonntag.

Zwei seiner Kameraden kommen gleich in den ersten Gefechten ums Leben, sein Panzer wird zerstört. Der Regimentskommandeur befiehlt den Rückzug. Die Soldaten machen sich zu Fuß auf den Weg nach Minsk. Dass dort bereits die deutsche Wehrmacht auf sie wartet, wissen sie nicht. So gerät Boris Popov – zehn Kilometer vor Minsk, noch in den ersten Kriegstagen – in deutsche Gefangenschaft.

Das erste Lager, in das man ihn bringt, ist Drosdy, fünf Kilometer nördlich von Minsk – kein Lager eigentlich, eine Sammelstelle unter freiem Himmel. Bilder der deutschen Wochenschau aus diesen Tagen zeigen den Ort: eine unüberschaubar weite Fläche, mit Stacheldraht umzäunt, auf der abertausende sowjetische Soldaten und Offiziere im Staub hocken oder stehen, in sengender Hitze, junge und schon ältere Männer und irgendwo in dieser Menge ist auch Boris Popov. Zu den deutschen Wochenschaubildern hören wir den Sprecher sagen: "Die Gesichter dieser Untermenschen sind von Raubgier und Mordlust gezeichnet." Was man tatsächlich sieht auf diesen Bildern, sind die von Hunger und Durst verheerten Gesichter völlig entkräfteter Gefangener.

Allein in Drosdy werden Zehntausend dem sogenannten "Kommissarbefehl" zum Opfer fallen. Vermeintliche "Politkommissare" der Roten Armee, so die Anweisung der Wehrmacht, seien nicht als Kriegsgefangene zu behandeln, sondern "an Ort und Stelle zu erledigen".

Boris Antonowitsch Popov, Soldat und Veteran der Roten Armee, verstarb vor genau einem Jahr, am 20. Juni 2020, im Alter von 98 Jahren. Ich habe ihn nie kennengelernt, aber ich habe mir seine Geschichte erzählen lassen. Boris Popov selbst hat sie uns erzählt, in Vorträgen, in Reden und zuletzt, vor fünf Jahren, in einem Dokumentarfilm des Rundfunks Berlin-Brandenburg.

Man sieht Boris Popov in diesem Film auf einer Bank sitzen, in einem Park in Minsk, wo er seit 1950 lebte. Er sitzt dort nicht wie ein Mann in den Neunzigern. Alt, ja, aber ohne eine Spur von Müdigkeit. Lebhaft, geistesgegenwärtig – eine beeindruckende Erscheinung.

Er hatte Glück. Er überlebte den Krieg. Und wir hatten Glück, dass er uns seine Geschichte erzählen konnte.

Es ist die Geschichte nur eines einzigen Soldaten. Und der Krieg, von dem er erzählt, begann schon zwei Jahre zuvor mit dem deutschen Überfall auf Polen. Ich habe am ersten September 2019 in Wieluń, in Polen und in Warschau daran erinnert. Zwei Jahre, in denen der Zweite Weltkrieg weite Teile Europas schon mit Zerstörung, Besatzung und Gewaltherrschaft überzogen hatte.

Was nun folgte, was am 22. Juni 1941 begann, war die Entfesselung von Hass und Gewalt, die Radikalisierung eines Krieges hin zum Wahn totaler Vernichtung. Vom ersten Tage an war der deutsche Feldzug getrieben von Hass: von Antisemitismus und Antibolschewismus, von Rassenwahn gegen die slawischen und asiatischen Völker der Sowjetunion.

Die diesen Krieg führten, töteten auf jede erdenkliche Weise, mit einer nie dagewesenen Brutalität und Grausamkeit. Die ihn zu verantworten hatten, die sich in ihrem nationalistischen Wahn gar noch auf deutsche Kultur und Zivilisation beriefen, auf Goethe und Schiller, Bach und Beethoven, sie schändeten alle Zivilisation, alle Grundsätze der Humanität und des Rechts. Der deutsche Krieg gegen die Sowjetunion war eine mörderische Barbarei.

So schwer es uns fallen mag: Daran müssen wir erinnern! Und wann, wenn nicht an solchen Jahrestagen? Die Erinnerung an dieses Inferno, an absolute Feindschaft und die Entmenschlichung des Anderen – diese Erinnerung bleibt uns Deutschen eine Verpflichtung, und der Welt ein Mahnmal.

Hunderttausende sowjetische Soldaten sind schon in den ersten Monaten des Krieges, im Sommer 1941, gefallen, verhungert, erschossen worden.

Unmittelbar mit dem Vormarsch der deutschen Truppen begann auch die Ermordung jüdischer Männer, Frauen und Kinder durch Erschießungskommandos des SD, der SS und ihrer Hilfstruppen.

Hunderttausende Zivilisten in der Ukraine, in Belarus, in den baltischen Staaten und in Russland wurden Opfer von Bombenangriffen, wurden als Partisanen unerbittlich gejagt und ermordet. Städte wurden zerstört, Dörfer niedergebrannt. Auf alten Fotografien ragen nur noch verkohlte steinerne Kamine aus einer verwüsteten Landschaft.

Es werden am Ende 27 Millionen Tote sein, die die Völker der Sowjetunion zu beklagen hatten. 27 Millionen Menschen hat das nationalsozialistische Deutschland getötet, ermordet, erschlagen, verhungern lassen, durch Zwangsarbeit zu Tode gebracht. 14 Millionen von ihnen waren Zivilisten.

Niemand hatte in diesem Krieg mehr Opfer zu beklagen als die Völker der damaligen Sowjetunion. Und doch sind diese Millionen nicht so tief in unser kollektives Gedächtnis eingebrannt, wie ihr Leid, und unsere Verantwortung, es fordern.

Dieser Krieg war ein Verbrechen – ein monströser, verbrecherischer Angriffs- und Vernichtungskrieg. Wer heute an seine Schauplätze geht, wer Menschen begegnet ist, die von diesem Krieg heimgesucht wurden, der wird an den 22. Juni 1941 erinnert – auch ohne Gedenktag und Mahnmal.

Spuren dieses Krieges finden sich in alten Menschen, die ihn als Kinder erlebten, und in den jüngeren, in ihren Enkeln und Urenkeln. Man findet sie von der Weißmeerküste im Norden bis zur Krim im Süden, von den Ostsee-Dünen im Westen bis Wolgograd im Osten. Es sind Zeichen des Krieges, Zeichen der Zerstörung, Zeichen des Verlustes.

Zurück blieben Massengräber – "Brudergräber", wie man auf Belarussisch, Ukrainisch und Russisch sagt.

Das Morden ging in der Etappe weiter. Der Wehrmachtssoldat Paul Hohn, stationiert im belarussischen Berasino, notiert am 31. Januar 1942 in seinem Tagebuch: "Es ist 15 Uhr. Seit einer Stunde werden alle noch hier wohnenden Juden, 962 Personen, Frauen, Greise und Kinder erschossen. [...]. Endlich. Ein Kommando von 20 Stapos vollzieht die Aktion. 2 Mann schießen immer in Abwechslung. Die Juden gehen im Gänsemarsch [...] durch den Schnee [...] zur Grube, in die sie hintereinander hineinsteigen und der Reihe nach im Liegen erschossen werden. [...] So wird die Pest ausgerottet. Vom Fenster meiner Arbeitsstelle ist das Ghetto auf 500 m zu sehen und Schreie und Schüsse gut wahrnehmbar. Schade, dass ich nicht dabei [bin]."

Jeder Krieg bringt Verheerung, Tod und Leid. Doch dieser Krieg war anders.

Es war deutsche Barbarei. Er hat Millionen Menschenleben gekostet, er hat den Kontinent verwüstet, und er hat – in seiner Folge – die Welt über Jahrzehnte geteilt.

Der Krieg und sein Erbe haben auch unsere Erinnerung geteilt. Und diese Teilung ist auch drei Jahrzehnte nach dem Fall des Eisernen Vorhangs nicht überwunden. Sie bleibt eine Last für die Zukunft. Das zu ändern, ist unsere Aufgabe, eine Aufgabe, für die wir über die Grenzen hinweg dringend mehr Anstrengung leisten müssen – der Vergangenheit wegen, vor allem aber für eine friedliche Zukunft kommender Generationen auf diesem Kontinent! Deshalb sind wir heute hier, an einem historischen Ort, in einem Museum, getragen von 17 Institutionen aus vier Nationen. Ihre vier Fahnen wehen draußen vor dem Haus.

Auch dort, wo die sichtbaren Spuren des Krieges heute verwischt oder vom Gestrüpp eines verhängnisvollen Jahrhunderts überwuchert sind, von den Jahren des Stalinismus, des Kalten Krieges, vom Ende der Sowjetunion – da kann man die Spuren dennoch wahrnehmen. Der Krieg bleibt spürbar – wie eine Narbe, über die man mit den Fingern streicht.

Doch tun wir Deutsche das? Schauen wir überhaupt dorthin, in den viel zu unbekanntem Osten unseres Kontinents?

Wer in Deutschland kennt Malyj Trostenez bei Minsk, wo zwischen 1942 und 1944 mindestens 60.000 Menschen ermordet worden sind? Oder das Dörfchen Chatyn, das im Sommer 1943 dem Erdboden gleichgemacht, und sämtliche Einwohner getötet wurden – die Hälfte von ihnen Kinder? Wer weiß von Korjukiwka in der Nordukraine, wo innerhalb von zwei Tagen 6.700 Männer, Frauen und Kinder der größten und brutalsten Strafaktion des Zweiten Weltkrieges zum Opfer fielen?

Wer kennt die Stadt Rshew, unweit von Moskau, wo die Rote Armee in einer nicht enden wollenden Schlacht - allein dort - mehr als eine Million Tote und Verwundete zu beklagen hatte?

Wer kennt das Städtchen Mizocz, vor dessen Toren die jüdischen Bewohner an einem einzigen Tag erschossen wurden, am 14. Oktober 1942? Nur noch fünf Fotografien des deutschen Gendarmen Gustav Hille erinnern an den Ort des Verbrechens, der heute eine sanfte, hügelige Wiesenlandschaft ist.

"Stille und Schweigen liegen über den Toten, die unter den eingestürzten, von Gras überwucherten Heimstätten begraben sind. Die Stille ist schlimmer als Tränen und Flüche." So schreibt Wasili Grossman im Herbst 1943.

Doch über der Stille kann man sie hören: die Geschichten der Überlebenden, der sowjetischen Kriegsgefangenen, der Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, der vertriebenen und um ihr Hab und Gut beraubten Zivilisten, der Rotarmisten, die die Wehrmacht zurückdrängen und bezwingen sollten. Einer von ihnen war David Dushman, der als letzter Befreier von Auschwitz vor wenigen Tagen verstorben ist – wie Boris Popov im Alter von 98 Jahren. Auch er hat zeit seines Lebens Zeugnis gegeben.

Ja, dieser Krieg wirft einen langen Schatten, und in diesem Schatten stehen wir bis heute.

In einem Brief an seine Frau schreibt Helmuth James Graf von Moltke, der im August 1941 in der Völkerrechtsabteilung im Oberkommando der Wehrmacht arbeitet, "die Nachrichten aus dem Osten sind

wieder schrecklich." [...] "Hekatomben von Leichen" liegen "auf unseren Schultern". Immer wieder höre man Nachrichten von Gefangenen- und Judentransporten, von denen nur zwanzig Prozent ankämen. Immer wieder höre man, dass in Gefangenenlagern Hunger herrsche, Typhus und andere Mangel epidemien.

Der Krieg, von dem von Moltke berichtet hat, ließ jedes menschliche Maß hinter sich. Aber es waren Menschen, die ihn erdacht und vollstreckt haben. Es waren Deutsche.

Und so hinterlässt er uns – Generation um Generation aufs Neue – die quälende Frage: Wie konnte es dazu kommen? Was haben unsere Vorfahren gewusst? Was haben sie getan?

Nichts, was damals weit im Osten geschah, geschah zufällig. Die Einsatzgruppen der Sicherheitspolizei, des SD, der Waffen-SS und ihrer Helfer bahnten sich nicht planlos und brandschatzend ihren Weg. Sie folgten dem Vernichtungswahn und den mörderischen Plänen, die im Reichssicherheitshauptamt und in den zuständigen Reichsministerien erarbeitet worden sind. Und sie folgten der Wehrmacht, deutschen Soldaten, die zuvor schon die Bevölkerung beraubt, drangsaliert oder als vermeintliche Partisanen getötet hatte. Der verbrecherische Angriffskrieg trug die Uniform der Wehrmacht. An seinen Grausamkeiten hatten auch Soldaten der Wehrmacht teil. Lange, zu lange haben wir Deutsche gebraucht, uns diese Tatsache einzugestehen.

Die Pläne, denen die deutschen Soldaten folgten, hießen "Generalplan Ost", "Hunger- oder Backe-Plan", und erhoben Unmenschlichkeit zum Prinzip. Es waren Pläne, die das Ausbeuten und Aushungern von Menschen, ihre Vertreibung, Versklavung und schließlich ihre Vernichtung zum Ziel hatten.

Beamte im Reichssicherheitshauptamt planten mit zynischer Sorgfalt die Vernichtung. Sie planten einen Krieg, der die gesamte sowjetische Bevölkerung – die gesamte sowjetische Bevölkerung – zum Gegner erklärte: vom Neugeborenen bis zum Greis. Dieser Gegner sollte nicht nur militärisch geschlagen werden. Er sollte den Krieg, der ihm aufgezwungen wurde, selbst bezahlen, mit seinem Leben, seinem Besitz, mit allem, was seine Existenz ausmachte. Der gesamte europäische Teil der Sowjetunion, ganze Landstriche der heutigen Ukraine und Belarus, sollten – ich zitiere aus den Befehlen – "gesäubert" werden, und vorbereitet für eine deutsche Kolonisierung. Millionenstädte wie Leningrad, das heutige Sankt Petersburg, Moskau oder Kiew sollten dem Erdboden gleichgemacht werden.

Auch die sowjetischen Kriegsgefangenen sah man nicht als Gefangene. Sie waren keine Kameraden – in dieser Sicht. Sie wurden ihres Menschseins beraubt – entmenschlicht. Die Wehrmacht, die die Verantwortung für die Gefangenen trug, hatte nicht die Absicht, sie zu ernähren, sie "durchzufüttern", wie es damals hieß. Und die deutsche Generalität widersprach Hitlers Absicht nicht, die Wehrmacht zu Vollstreckern dieses Verbrechens zu machen. "Nichtarbeitende Kriegsgefangene haben zu verhungern." So angeordnet vom Generalquartiermeister des deutschen Heeres im November 1941.

Boris Popov, von dem ich erzähle, hungert in vier verschiedenen deutschen Lagern, vom ersten bis zum letzten Tag seiner Gefangenschaft. In Drosdy, so erzählt er, bekommen sie erst nach zwölf Tagen einen halben Liter Blanda, eine Wassersuppe, die sie aus einer gusseisernen Wanne schöpfen, an der deutsche Aufseher sie vorbeitreiben.

Zum Hunger kommen todbringende hygienische Umstände. Ungeziefer, Seuchen und Krankheiten verbreiten sich. Der Kriegsgefangene Nikolaj Nikolajewitsch Danilow berichtet: "Kranke und Gesunde lagen durcheinander. Über unsere Körper krochen Läuse und Ratten."

In der Ausstellung, die wir heute hier eröffnen, kann man ein scheinbar harmloses Foto sehen. Es zeigt hunderte Bäume, die in den Himmel ragen. Bei genauem Hinsehen erkennt man: Es sind Bäume ohne Blätter, ohne Zweige, ohne Rinde. Sowjetische Kriegsgefangene haben sie mit bloßen Händen von den Stämmen gekratzt, um nicht den Hungertod zu sterben. Das Foto vermittelt uns eine Ahnung vom Grauen dieser Lager. Es stammt aus Schloss Holte-Stukenbrock in Ostwestfalen. Auch ein Ort dieser Verbrechen, nur eben nicht weit im Osten, sondern keine Stunde von meinem Heimatort entfernt – von dem Ort, in dem ich aufgewachsen bin,

und wo ich in meiner Schulzeit auch nichts erfahren habe über das, was weniger als zwei Jahrzehnte vorher dort geschehen war.

Nach Drosdy wird Boris Popov in das ehemalige Stammlager 352 in Masjukowschtschina verbracht, heute ein Stadtteil von Minsk. 80.000 Kriegsgefangene kommen allein hier ums Leben. Doch Popov hat Glück, er muss arbeiten, als Hilfskraft in der Poststelle der Militärverwaltung. Anfang 1942 wird er in ein Lager in Gomel überführt, zwei Monate später ins Stammlager IV B hier nach Brandenburg.

Boris Popov erlebt seine Befreiung am 23. April 1945 in Mühlberg an der Elbe. Es ist eine Ausnahme. Fast sechs Millionen Frauen und Männer der Roten Armee gerieten in deutsche Kriegsgefangenschaft. Mehr als die Hälfte von ihnen kam ums Leben – die meisten in den Sammellagern des Ostens.

Nach der Befreiung kann Boris Popov – zum ersten Mal in vier Jahren – seiner Mutter einen Brief schreiben. Nach Leningrad. Er weiß nicht, ob sie noch lebt. Eine Million Leningrader sind während der deutschen Blockade verhungert. Vor einigen Jahren hat Daniil Granin im Deutschen Bundestag vom Grauen der Blockade berichtet: "Der Tod", sagte er, "kam leise, mucksmäuschenstill, tagein und tagaus, Monat um Monat alle 900 Tage lang. Wie wollte man dem Hunger entgegen? [...] Man kratzte den Leim von den Tapeten und kochte Ledergürtel. Die Chemiker in den Instituten destillierten Firnis. Man aß Katzen und Hunde." Unvorstellbares diente in der blockierten Stadt als Nahrung. Daniil Granin hat in seiner unvergesslichen Rede von Grausamkeiten berichtet, die mir als Präsident dieses Landes nur schwer über die Lippen kommen.

Auch dieses absichtsvolle Vorgehen, die Stadt nicht etwa einzunehmen, sondern in 900 Tagen der Blockade auszuhungern, war – ich habe es zuvor zitiert, Teil des sogenannten Hungerplans.

Boris Popovs Mutter überlebt die Blockade. 1946 kehrt Boris Popov nach Leningrad zurück. Er kann sein Studium abschließen, heiratet und zieht mit seiner Frau nach Minsk, wo er als Chefsingenieur im Filmstudio Belarusfilm arbeitet. Und als solcher reist er in den siebziger Jahren sogar noch einmal zurück nach Deutschland.

Es ist eine ergreifende Lebensgeschichte, die Boris Popov uns hinterlassen hat. Doch lange wollte man sie überhaupt nicht hören. In der Sowjetunion nicht, wo er bis 1975 darum kämpfen musste, als ehemaliger Kriegsgefangener überhaupt als Kriegsteilnehmer anerkannt zu werden. Und auch in Deutschland nicht. Das schwere Schicksal der eigenen, der deutschen Soldaten, die in sowjetischer Kriegsgefangenschaft waren, überlagerte das Interesse am Schicksal der sowjetischen. Bei manch einem erleichterte es in der unmittelbaren Nachkriegszeit womöglich auch das deutsche Gewissen.

Doch die Verbrechen, die von Deutschen in diesem Krieg begangen wurden, lasten auf uns. Auf den Nachkommen der Opfer ebenso wie auf uns, der heutigen Generation. Bis heute. Es lastet auf uns, dass es unsere Väter, Großväter, Urgroßväter sind, die diesen Krieg geführt, die an diesen Verbrechen beteiligt waren. Es lastet auf uns, dass zu viele Täter, die schwerste Schuld auf sich geladen hatten, nicht zur Rechenschaft gezogen wurden. Es lastet auf uns, dass wir den Opfern im Osten unseres Kontinents viel zu lange Anerkennung, auch Anerkennung durch Erinnerung, verwehrten.

Und vergessen wir am heutigen Tage nicht: Auch in uns selbst, in unseren eigenen Familiengeschichten wirkt bis heute das Leiden, das Grauen dieses Krieges und seiner Folgen – ich rede über Vertreibung, ich rede über Teilung, ich rede über Besatzung. Es sind die Alten unter uns, die den Krieg noch als Kinder erlebt haben. Es sind ihre Väter, die in ihm kämpften. Es sind ihre Mütter, Frauen, die Schlimmes erlitten haben, auch durch die vorrückende Rote Armee. Viele der Väter sind, wie man vor einigen Jahren noch sagte, "in Russland geblieben". Sie sind gefallen, vermisst oder in der Gefangenschaft ums Leben gekommen. Auch auf den Wegen dieser vaterlosen Generation liegt der Schatten dieses Krieges.

Wer Licht in diese Erinnerungsschatten bringen will, der muss keine weite Strecke zurücklegen – sie finden sich vor unserer Haustür. Es sind nicht nur die ehemaligen Kriegsgefangenenlager wie Stukenbrock in Westfalen oder Sandbostel in Niedersachsen, das ich vor wenigen Tagen besucht habe. Es gibt in Deutschland über 3.500

Grabstätten sowjetischer Zwangsarbeiter und Kriegsgefangener. Das Museum Karlshorst hat all diese Orte zusammengetragen und eine Landkarte erarbeitet. So wie die Gedenkstätten des Zweiten Weltkrieges im Westen besucht werden, so würde ich mir wünschen, dass junge Menschen auch die vergessenen Orte im Osten unseres Kontinents aufsuchen. Das wäre ein so wichtiger Beitrag für gemeinsames Erinnern.

Niemandem fällt es leicht, sich die Schrecken der Vergangenheit in Erinnerung zu rufen, natürlich nicht. Aber verdrängte Erinnerung, nicht eingestandene Schuld wird niemals leichter, im Gegenteil, sie wird zu einer immer schwereren Last.

Wir sollten uns erinnern, nicht, um heutige und künftige Generationen mit einer Schuld zu belasten, die nicht die ihre ist, sondern um unserer selbst willen. Wir sollten erinnern, um zu verstehen, wie diese Vergangenheit in der Gegenwart fortwirkt. Nur wer die Spuren der Vergangenheit in der Gegenwart lesen lernt, nur der wird zu einer Zukunft beitragen können, die Kriege vermeidet, Gewaltherrschaft ablehnt und ein friedliches Zusammenleben in Freiheit ermöglicht.

Und deshalb sollten wir wissen, dass Orte wie Mizocz, Babyn Jar und Korjukiwka in der Ukraine, wie Rshew in Russland, wie Malyj Trostenez und Chatyn in Belarus, dass diese vergessenen Orte auch Orte deutscher Geschichte sind.

Dass nach allem, was geschehen ist, Deutsche heute von den Menschen in Belarus, in der Ukraine oder Russland – gerade an diesen Orten – gastfreundlich empfangen werden, dass sie willkommen sind, dass man ihnen warmherzig begegnet – das ist nicht weniger als ein Wunder.

Dass ich als deutscher Außenminister vor sechs Jahren, zum Jahrestag des Kriegsendes, in Wolgograd, dem ehemaligen Stalingrad, feierlich empfangen wurde von einer großen Menge Veteraninnen und Veteranen – aufrecht und stolz in ihren viel zu groß gewordenen Uniformen, die Hand zum militärischen Gruß erhoben, mit Tränen in den Augen – das gehört zu den bewegenden, prägenden Erinnerungen meines Lebens.

Meine Bitte ist: Machen wir uns an diesem Tag, an dem wir an Abermillionen Tote erinnern, auch gegenwärtig, wie kostbar die Versöhnung ist, die über den Gräbern gewachsen ist.

Aus dem Geschenk der Versöhnung erwächst für Deutschland große Verantwortung. Wir wollen und wir müssen alles tun, um Völkerrecht und territoriale Integrität auf diesem Kontinent zu schützen, und für den Frieden mit und zwischen den Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion zu arbeiten.

Boris Popov erhielt 2007 Post von dem deutschen Verein Kontakte-Kontakty. Man bat ihn, seine Geschichte in einem Brief zu erzählen. Dieser erste Brief war der Anfang. Bis zu seinem Tod im vergangenen Jahr hielt Boris Popov Vorträge und Reden, sprach als Zeitzeuge in Schulen und vor Publikum in Belarus und Deutschland. Im März 2020, wenige Monate vor seinem Tod, wurde ihm in Minsk das Bundesverdienstkreuz verliehen.

Ich weiß, dass Soja Michajlowna Popowa, die Witwe von Boris Popov, und ihre Enkelin, uns jetzt gerade per Livestream in Minsk zuschauen. Ich möchte Ihnen an dieser Stelle einen ganz herzlichen Gruß zusenden.

Auf die Frage eines Berliner Schülers, was er fühle, wenn er an die Zeit seiner Gefangenschaft denke, sagte Boris Popov einmal:

"Es ergibt sich zwingend die Frage: Wäre es nicht für die Menschheit Zeit, Kriege grundsätzlich abzulehnen und im Verhältnis gegenseitiger Achtung auch noch so komplizierte Fragen friedlich zu lösen?"

Das ist die Frage, die Boris Popov uns gestellt hat.

Mein Eindruck ist: Europa war einer Antwort schon einmal näher als heute. Es gab vor Jahrzehnten, trotz Spannungen und Blockkonfrontation, auch einen anderen Geist, auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs. Ich meine den Geist von Helsinki. Inmitten der gegenseitigen Drohung mit nuklearer Vernichtung entstand ein Prozess, der durch Anerkennung gemeinsamer Prinzipien und durch Zusammenarbeit einen neuen Krieg

vermeiden wollte und vermeiden half. Dieser Weg, der bis zur Schlussakte von Helsinki führte, liegt jetzt fast ein halbes Jahrhundert zurück. Er war weder einfach noch gradlinig. Aber es war ein Weg, der wegführte von der Logik der Eskalation und der Gefahr wechselseitiger Vernichtung. Wenn Sie so wollen, ein langer und steiniger Weg. Aber viel mehr als steinige Wege fürchte ich Stillstand und Entfremdung.

Ich mache mir große Sorgen, dass die leidvolle Geschichte, an die wir heute erinnern, selbst mehr und mehr zur Quelle von Entfremdung wird. Wenn der Blick zurück auf eine einzige, nationale Perspektive verengt wird, wenn der Austausch über unterschiedliche Perspektiven der Erinnerung zum Erliegen kommt oder er verweigert wird, dann wird Geschichtsschreibung zum Instrument neuer Konflikte, zum Gegenstand neuer Ressentiments. Und deshalb bleibt meine Überzeugung: Geschichte darf nicht zur Waffe werden!

Denn uns eint doch dies: Wir erinnern nicht mit dem Rücken zur Zukunft, sondern wir erinnern mit dem Blick nach vorn, mit dem klaren und lauten Ruf: Nie wieder ein solcher Krieg! Ich weiß, dass ich diesen Ruf mit vielen, vielen Menschen in Polen und den baltischen Staaten, in der Ukraine, in Belarus und in Russland teile, in allen Nachfolgestaaten der Sowjetunion. An Sie, an die Bürgerinnen und Bürger all der Länder, die unter dem deutschen Vernichtungskrieg gelitten haben, richte ich heute mein Wort:

Lassen Sie und lassen wir nicht zu, dass wir einander von neuem als Feinde begegnen; dass wir den Menschen im Anderen nicht mehr erkennen. Lassen wir nicht zu, dass die das letzte Wort haben, die der nationalen Überheblichkeit, der Verachtung, der Feindschaft, der Entfremdung das Wort reden. Die Erinnerung soll uns einander näherbringen. Sie darf uns nicht von Neuem entzweien.

Hier, in diesem Haus, wurde das Kriegsende besiegelt. Für unser Land und für diese Stadt wird Karlshorst deshalb immer ein besonderer Ort sein – ein Ort der Erinnerung.

Bei allen politischen Differenzen, bei allem notwendigen Streit über Freiheit und Demokratie und Sicherheit muss Platz sein für Erinnerung. Deshalb bin ich heute hier.

Erinnerung an Vergangenes heilt nicht die Wunden, die in der Gegenwart geschlagen werden – aber die Gegenwart tilgt auch niemals die Vergangenheit. So oder so lebt Vergangenes in uns fort: entweder als verdrängte Geschichte, oder als eine Geschichte, die wir annehmen. Zu lange haben wir Deutsche das mit Blick auf die Verbrechen im Osten unseres Kontinents nicht getan. Es ist an der Zeit, das nachzuholen.

Und darum sind wir heute hier in Karlshorst. Wir sind hier, um an 27 Millionen Tote zu erinnern – an 14 Millionen zivile Opfer.

Wir sind hier, um an den ungeheuren Beitrag der Frauen und Männer zu erinnern, die in den Reihen der Roten Armee gegen Nazideutschland gekämpft haben.

Wir blicken auf ihren Mut und ihre Entschlossenheit; auf die Millionen, die gemeinsam mit den amerikanischen, britischen und französischen Alliierten und vielen anderen ihr Leben eingesetzt und viele von ihnen verloren haben, für die Befreiung von der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft.

Ich bezeuge meinen tiefen Respekt für ihren Kampf gegen – wie Yehuda Bauer schreibt – "das schlimmste Regime, das diesen Planeten je geschändet hat".

Ich verneige mich in Trauer vor den ukrainischen, belarussischen und russischen Opfern – vor allen Opfern der ehemaligen Sowjetunion.

Arbeiten wir für eine andere, für eine bessere Zukunft. Es liegt in unser aller Hände.

Nottuln-Schapdetten https://verwehte-spuren.de/tl/Nottuln_Schapdetten.htm

2. Kriegsgräber in Nottuln-Schapdetten

Auf dem Friedhof an der Roxeler Straße in 48301 Nottuln-Schapdetten befinden sich insgesamt 19 Kriegsgräber aus dem 2. Weltkrieg. Davon sind 12 russische Kriegsopfer, 5 deutsche Kriegsopfer und 2 französische Kriegsopfer.



Bild von den 5 deutschen Kriegsgräbern aus dem 2. Weltkrieg. Sie haben ihre letzte Ruhestätte am linken vorderen Randbereich des Friedhofes erhalten.

Auf den fünf Grabsteinen steht von links nach rechts Folgendes:

Heinz
Wagner
* 6.10.1920
+ 26.3.1945

Eduard
Kaspar
* 7.5.1913
+ 26.3.1945

Wolfgang
Winkler
* 2.6.1926
+ 26.3.1945

Karl-Heinz
Weske
* 24.4.1922
+ 25.3.1945

Kurt
Scholz
* 3.8.1905
+ 2.1.1942



Bild von den 2 französischen Kriegsgräbern aus dem 2. Weltkrieg. Sie haben ihre letzte Ruhestätte am rechten vorderen Randbereich des Friedhofes erhalten.

Auf den zwei Grabsteinen steht von links nach rechts Folgendes:

LUIS
NICOLETTO
* 23.8.1876
+ 14.6.1945
FRANCE

KARL
GRÖNARO
+ 5.6.1945
FRANCE



Bild von dem linken Grabfeld mit 7 russischen Kriegsgräbern aus dem 2. Weltkrieg. Das Grabfeld befindet sich am rechten vorderen Randbereich des Friedhofes.

Auf den 7 Grabsteinen vom linken Grabfeld steht von links nach rechts Folgendes:

M.
KONSTANTIN
+ 4.6.1945
UDSSR

M.
SIROTKIN
+ 5.6.1945
UDSSR

GREGORI
MIZHENKO
+ 1.6.1945
UDSSR

NIKOLAY
CHLUPIN
+ 8.6.1945
UDSSR

GERTRO
HABLOCK
+ 10.6.1945
UDSSR

TIMOFAI
SOWSNOWSKI
+ 15.6.1945
UDSSR

N.
NASAR
+ 18.6.1945
UDSSR



Bild von dem rechten Grabfeld mit 5 russischen Kriegsgräbern aus dem 2. Weltkrieg. Das Grabfeld befindet sich am rechten vorderen Randbereich des Friedhofes.

Auf den 7 Grabsteinen vom rechten Grabfeld steht von links nach rechts Folgendes:

ANDRE
KORATKI
+ 19.6.1945
UDSSR

S.
NALCO
+ 23.6.1945
UDSSR

TIMHOFE
SUBLIKOW
+ 27.6.1945
UDSSR

SCHLENKOW
SARCHS
+ 1.7.1945
UDSSR

MICHAEL
KOSSMEZOW
+ 19.7.1945
UDSSR

Ruhet in Frieden

Nottuln <https://verwehte-spuren.de/tl/Nottuln.htm>

Kriegsgräber in Nottuln:

Auf dem Friedhof an der Friedhofstraße in 48301 Nottuln befinden sich am Eingang des Friedhofes 2 Grabreihen mit deutschen Kriegsgräbern aus dem 2. Weltkrieg. In der Nähe von den 2 Grabreihen befinden sich auch 4 Einzelgräber mit russischen Kriegsopfern aus dem 2. Weltkrieg.



Bild von der linken Grabreihe, in der 8 Kriegsopfer aus dem 2. Weltkrieg ihre letzte Ruhestätte erhalten haben. Rechts neben dem linken Grabstein befindet sich ein Gedenkstein für ein weiteres Kriegsopfer aus dem 2. Weltkrieg.

Auf den 8 Grabsteinen von der linken Grabreihe steht von links nach rechts
Folgendes:

Franz
Haverbeck
* 27.8.1920
+ 13.8.1942

Heinrich
Freckmann
* 21.3.1918
+ 17.6.1942

Wilhelm
Kuhmann
* 10.9.1914
+ 30.10.1941

Josef
Hahne
* 22.10.1907
+ 17.1.1945

Josef
Feldhaus
* 15.2.1919
+ 13.9.1945

Theodor
Dunkel
* 31.5.1924
+ 30.3.1945

Johann
Göcke
* 23.4.1907
+ 13.4.1945

Heinz
Degener
* 1.5.1904
+ 19.3.1945



Bild von dem Gedenkstein, der in der linken Grabreihe rechts neben dem linken Grabstein steht.

Auf dem Gedenkstein steht Folgendes:

Zum Gedenken an
Obgfr.
Johannes
Haverbeck
* 13.1.1913
+ 3.1.1943



Bild von der rechten Grabreihe, in der 10 Kriegsopfer aus dem 2. Weltkrieg ihre letzte Ruhestätte erhalten haben.

Auf den 10 Grabsteinen von der rechten Grabreihe steht von links nach rechts Folgendes:

Heinz
Baumeier
* 29.8.1913
+ 19.4.1944

Hubert
Klaempfl
* 29.8.1910
+ 30.3.1945

Anton
Middendorf
* 8.5.1915
+ 29.5.1940

Hubert
Wewering
* 1.11.1907
+ 21.10.1944

Herbert
Hansel
* 18.1.1915
+ 3.10.1944

Klaus
Darjes
* 24.11.1913
+ 3.10.1944

Bernhard
Bitter
* 17.5.1910
+ 12.5.1944

Wilhelm
Dütsch
* 12.9.1907
+ 31.12.1943

Antonia
Reidegeld
* 3.2.1912
+ 5.11.1943

Albert
Middendorf

* 21.4.1898
+ 5.11.1943



Bild von einem russischen Einzelgrab. Der Grabstein ist stark verwittert und kaum noch lesbar.

Auf dem Grabstein steht Folgendes:

Matwienko Luba
* 28.4.1924
+ 15.4.1944
+



Bild von den weiteren 3 russischen Einzelgräbern. Im Hintergrund befindet sich das erste russische Einzelgrab. Die Grabsteine sind stark verwittert und kaum noch lesbar.

Auf den 3 Grabsteinen steht von links nach rechts Folgendes:

Tuschko Danil
* 23.4.1922
+ 27.7.1945

Rüchkowa
Jekatjerina
* 22.5.1923
+ 28.5.1945
+

Zimmermann
Wasil
* 1.1.1924
+ 27.7.1945
+

Ruhet in Frieden

3 Recherche – Wer waren die Frauen und Männer

3 a Gabriele Mense-Viehoff Russische Zwangsarbeiter in Nottuln

Aus dem Kreisarchiv Kreis Coesfeld von Dr. Norbert Korfmacher in Zusammenarbeit mit Historikern und Archivaren, herausgegeben 2003.

Anlass der Recherche war die Entschädigung der ehemaligen Zwangsarbeiter
Im Jahr 2000.

Diese Schrift nennt Korfmacher „Fundstelle der Zwangsarbeit“. Vor Beginn der Arbeit war völlig unklar, wie viel es an Quellmaterial gab, noch wie viele Personen betroffen waren.

Gefunden wurde im Kreisarchiv wenig: Es gab kaum Informationen zum Baumberge-Lager (Nottuln/Havixbeck) und zum Lager Kloster Gerleve, diese unterstanden nicht den Kreisen, sondern der Wehrmacht. (siehe eventuell Militärarchiv Freiburg).
Nottuln und Havixbeck gehörten zum Kreisgebiet Münster.

Zu Kriegsbeginn kamen polnische kriegsgefangene Soldaten in die Lager: z.B. auch nach Lüdinghausen/Seppenrade/Nordkirchen.

Auf die Zustände in den Lagern und die verachtende Behandlung der internierten Menschen wird detailliert eingegangen. Neben den Juden waren Zwangsarbeiter geächtet und nach den Rassegesetzen ohne Wert. Auch polnische Zwangsarbeiter mussten ihre Kleidung kennzeichnen.

Kriegsgefangene Soldaten der Roten Armee, 400 000 (!), wurden nach Deutschland verschleppt. Ihnen ging es noch schlechter. Sie wurden in Lager verbracht und sich selbst überlassen. Tausende sind verhungert und verreckt und in Massengräbern verscharrt!

Zunächst waren die verschleppten Soldaten nicht für die Zwangsarbeit vorgesehen.

Doch im Oktober 1941, als durch Einberufung große Lücken an deutschen Arbeitskräften entstand, bedingt auch durch das Pflichtjahr der deutschen jungen Mädchen, ordnete Hitler den Arbeitseinsatz der sowjetischen Arbeitskräfte an. Noch schlechtere Arbeits-, Ernährungsbedingungen als für die Polen war für die unterernährten Menschen der Standard.

Aus den Lagern wurden die Männer, die überlebt hatten „aufgepäppelt“. Weiterhin unterernährt führte dies für sie häufig zu Krankheiten und Seuchen (z.B. Flecktyphus) und sie kamen nur bedingt zum Arbeitseinsatz.

Darum verschleppten deutsche Soldaten aus besetzten Gebieten der Sowjetunion Zivilisten mit Gewalt nach Deutschland.

Gleichzeitig schöpfte man sämtliche Reserven der besetzten Gebiete restlos für die heimische Bevölkerung ab: Getreide und Saatgut, Fleisch usw.

So legte das Arbeitsamt Westfalen 1942 fest, dass der Bedarf der Zivilarbeiter aus dem Gebiet um Kriwoi Rog im Süden der Ukraine zu decken sei.

Bis zur Rückeroberung der Gebiete 1944 rollten die Transportzüge nach Soest.

Dort wurden die Menschen „entlastet“ und erkennungsdienstlich erfasst, um dann vom Arbeitsamt an die Gemeinden weitergeleitet zu werden.

Anmerkung: Gab es Verträge zwischen Arbeitsamt und dem Kreis?

„Ostarbeiter“ war ein Begriff für alle.

Im Kreis Coesfeld lebten im Juli 1945 10.000 Ostarbeiter, die nun nicht mehr unter Kontrolle standen.

Im „Baumbergelager“ lebten Russen und Polen. Bezeichnet als „Displaced Persons“ bis zur Auflösung.

Am 4. Mai 1945 schreibt der Amtsbürgermeister von Nottuln an den Landrat in Münster:
„In Nottuln, auf dem Baumberg an der Jugendherberge, befindet sich ein Ausländerlager von ca. 1800 Russen und Polen.“

Im Juni 1945 wird eine Liste erstellt, auf der 12 Fremdarbeiter auf Bauernhöfen aufgeführt sind.

Was sie zum Leben brauchten, holten sie sich bei der Bevölkerung, schreckten auch vor Gewalt nicht zurück.

Die Auflösung des Lagers ging schleppend voran.

Am 31. 7. 1945 heißt es in einem Bericht, dass nach Plünderung und Vergewaltigung zwei Russen von „unbekannten“ Tätern erschossen wurden.

Am 10. August 1945 wurde das Lager endgültig aufgelöst. Damit endeten die Gewalttaten. Allerdings wurden viele der Zwangsarbeiter aus Belarus und der Ukraine in der Sowjetunion als Kollaborateure wiederum in Lager gebracht und starben.

Dazu weitere Informationen: Landratsamt/ Im Namen der Zwangsarbeiter.

Bevor das Lager geräumt wurde, musste der Amtsbürgermeister von Nottuln in einem Vertrag die Verpflichtung der Gemeinde anerkennen, in Zukunft für die Gräber der russischen Zwangsarbeiter zu sorgen.

(Gemeindearchiv Nottuln C 94/ C110 verhandelt zu Nottuln 19.8.1945)

Die Übergabe der russischen Gräber an die deutschen Behörden fand am 15.8.1945 statt.

Die Zahl der Gräber im Lager wird nicht angegeben.

In Nottuln sind es 8 Gräber.

Der Innenminister von NRW verfügt am 15.9.1945, dass die Gräber ohne Wissen der russischen Behörden nicht verändert werden dürfen.

Der Volksbund deutscher Kriegsgräberfürsorge bemerkt: „Sowjetischerseits sind Kreuze auf Russengräbern nicht erwünscht.“

3 b Udo Hegemann: „Russische“ Kriegsgräber in Schapdetten, Nottuln und Appelhülsen

Es handelt sich hier bei den Gräbern nicht um ausschließlich russische Gräber im engen Sinne, da die Verstorbenen auch aus dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion stammten (Ukraine, Weißrussland...)

Recherchen zu diesen Gräbern erfolgten hauptsächlich aus zwei Quellen:

1. „verwehte-spuren.de/tl/nottuln.htm“ und
2. „arolsen-archive.org“

(Weitere Versuche über den „DRK- Suchdienst“ oder über den „Volksbund deutscher Kriegsgräberfürsorge“ brachten keine weiteren Erkenntnisse.)

Unter „*verwehte-spuren...*“ findet man namentliche Auflistungen der „russischen“ Kriegsgräber in Nottuln, Appelhülsen und Schapdetten mit Fotos und Örtlichkeiten der Gräber.

Interessanter und aussagekräftiger sind die Recherchen im „*arolsen-archive.org*“. Dieses Archiv wird betrieben vom „*Internationalen Zentrum über NS-Opfer*“.

Es gilt als weltweit umfassendste Archiv zu Opfern und Überlebenden des Nationalsozialismus (Hinweise zu 17,5 Millionen Menschen).

In diesem Archiv fand ich nach Eingabe der Namen der Verstorbenen vier verschiedene Dokumente, ausgestellt 1949:

- drei Gräberlisten, ausgestellt vom Landkreis Münster, Gemeinde Nottuln, mit der Bemerkung „*B- Zivilisten*“
- ein Schreiben des Amtsdirektors Nottuln an den Oberkreisdirektor des Landkreises Münster vom 27.06.1949. „*Betr.: Ergänzende Maßnahmen zur Durchführung der Suchaktion für Ausländer.*“

Auch hier eine Auflistung der Gräber ausländischer Verstorbener in Schapdetten (12) und Appelhülsen (2).

Nationalitäten: 12 x Russland, 1 Franzose, 1 Holländer und ein „angeblich Italiener“ – dieser soll von amerikanischen Soldaten erschossen worden sein.

Aus dem Text des Schreibens geht hervor, dass „*die 12 Russen und 1 Franzose im Jahre 1945 in Tilbeck gestorben sind und auf dem Gemeindefriedhof in Schapdetten beerdigt wurden.*“

Anmerkung: Im „*Stift Tilbeck*“ befand sich seinerzeit ein Krankenhaus.

In (mindestens) einem Fall soll eine TBC- Erkrankung vorgelegen haben.

Es ist zu vermuten, dass die russischen/sowjetischen Verstorbenen zuvor im Lager „Herbstwald“ in den Baumbergen „untergebracht“ waren (s. dort).

Der Gemeinde Nottuln wurde am 19.08.1945 in einem Vertrag auferlegt, *in Zukunft* für die Gräber der russischen Zwangsarbeiter zu sorgen (Gemeindearchiv Nottuln C94/C110).

Übergabe der russischen Gräber an die deutschen Behörden am 15.08.1945.

3 c Das Lager Herbstwald



Zugemauerter Bunkereingang

Das Lager **Herbstwald** war eine Ausweichunterkunft des stellv. Generalkommandos VI Armeekorps – [Wehrkreiskommando VI Münster](#), das im [Zweiten Weltkrieg](#) unter dieser Tarnbezeichnung in den [Baumbergen](#) errichtet wurde.

Nach den [Flächenbombardements](#) der [Royal Air Force](#) auf Münster im Juli 1941 wurde der Befehl zur Erkundung einer Ausweichunterkunft außerhalb Münsters gegeben. Als im Jahr 1943 nach einer längeren Pause die Luftangriffe wieder zunahm und immer schwerere Zerstörungen verursachten, wurde der Entschluss zur Errichtung eines neuen Lagers gefasst. **Anfang 1944 wurde in dem Waldgebiet Im Drosteloh in den Baumbergen in der Nähe der damaligen Annette-von-Droste-Hülshoff-Jugendherberge (heute Hotel Steverburg) mit den Bauarbeiten begonnen. Die Baustellen wurden durch Drahtnetze mit Laub gegen die feindliche Luftaufklärung abgeschirmt, ebenso der Aushub aus den [Luftschutzstollen](#) und von den Sprengungen.**

Am 31. Oktober 1944 wurde nach weiteren schweren Luftangriffen auf Münster die Ausweichunterkunft Baumberge bezogen. Die unterirdischen Räume konnten mehreren hundert Personen Schutz bieten. Auf dem Lagergelände befanden sich acht Großbaracken, zwei Fuhrparkbaracken, eine zentrale Waschbaracke und eine Baracke für Luftwaffenhelferinnen (sog. Mädchenbaracke)^[1]. Das Lager wurde zuletzt von der [1. Fallschirm-Armee](#) unter General [Günther Blumentritt](#) und der [Heeresgruppe H](#) unter Generaloberst [Johannes Blaskowitz](#) genutzt. Am 30. März 1945 mussten auch diese letzten deutschen Truppen das Lager verlassen. US-amerikanische Einheiten besetzten an diesem Tag die Baumberge-Region und rückten weiter auf Münster vor. Den [Alliierten](#) war bis zur Besetzung des Lagergeländes weder durch ihre Luftaufklärung noch durch ihren [Geheimdienst](#) die Existenz des Lagers Herbstwald bekannt.

Soweit die Ausführungen in [Wikipedia](#).

Was dort nicht erwähnt wird:

Nach Ostern 1945 nutzten die alliierten Truppen die Baracken als **Auffanglager für ehemalige Zwangsarbeiter**. Bis August 1945 waren dort bis zu 1450 Menschen untergebracht, vorwiegend Russen und Polen.

Zum „Lager Herbstwald“ verfasste der Steveraner Heinz Böwing nach jahrelangen Recherchen ein Buch:

„Bomber, Bunker und Baracken – Als der Krieg in die Baumberge kam“



Heinz Böwing, geboren und wohnhaft im Stevertal, Gemeinde Nottuln, 59 Jahre alt und im Beruf Vermessungsingenieur in der Bodenordnungsverwaltung des Landes NRW.

Wie kam der 2. Weltkrieg in die Baumberge?

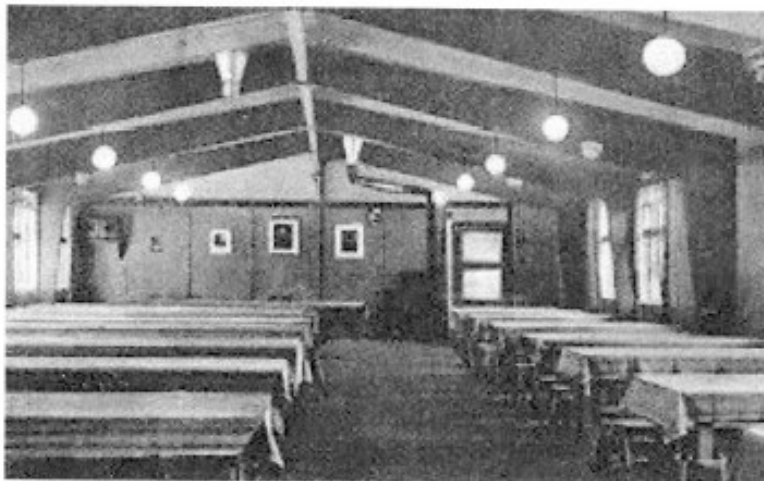
"Nichts geschieht ohne Grund" - so der Wahlspruch des Autors, der hier die Kriegs- und Nachkriegsereignisse in den Baumberge-Gemeinden rund um das bisher noch wenig erforschte "Lager Herbstwald" in den Baumbergen schildert. Vom Oktober 1943 bis in das Jahr 1991 spannt sich der Bogen der teilweise dramatischen Geschichten über Bomber, Bunker und Baracken.

Daraus:

Abb. 72: So kann es ausgesehen haben: Eine Baracke im „Lager Herbstwald“.



Abb. 73: Das Innere einer Küchenbaracke.



Das Verzeichnis der Verstorbenen von Nottuln enthält dazu folgenden Eintrag:

Am 27. Juli verstarben die im Russenlager auf dem Baumberg lebenden: Daniel Tuschko und Wasil Zimmermann. Sie wurden am 28. bzw. am 29. Juli auf dem Nottulner Friedhof beerdigt.

Des weiteren wird ein "unbekannter Russe" am 02. August auf dem Nottulner Friedhof beerdigt.³⁷⁹

Alle diese Taten, und auch die, die noch kommen, und gleichgültig, von welcher Seite sie begangen wurden, sind nie aufgeklärt, geschweige denn, gesühnt worden.

Es herrscht in diesen Monaten eine nahezu rechtsfreie Zeit. Eine deutsche Strafverfolgungsbehörde existiert nicht bzw. noch nicht wieder, und die britische Besatzungsmacht kann oder will sie nicht konsequent verfolgen.

Samstag, 28. Juli

An diesem Samstag tragen die Lagerinsassen den ersten ihrer beiden ermordeten Landsleute zu Grabe. Der aus mehreren hundert Personen bestehende Trauerzug begleitet den in einem offenen Sarg liegenden Toten (Daniel Tuschko oder Wasil Zimmermann) zur letzten Ruhestätte auf dem Nottulner Friedhof. Vom Baumberg aus ziehen die Menschen durch das Stevertal, dann über den Harfelder Weg, die Hagenstraße und den Ortskern bis zur Coesfelder Straße und zum Friedhof.

Zeitzeuge Hermann Dunkel (Nottuln, Harfelder Weg):

„Die Russen trugen ihren Toten über Stevern nach Nottuln zum Friedhof. Dann kam der Trauerzug hier vorbei, und wir haben uns vor lauter Angst nicht getraut, draußen zu stehen oder aus dem Fenster zu sehen.“

Zeitzeuge Friedhelm Bodem (Nottuln):

„Wir hatten gehört, dass ein Russe getötet worden war und hier auf dem Friedhof beerdigt werden sollte. Es waren dann Hunderte, die ihren getöteten Landsmann, der in einem offenen Sarg getragen wurde, zum Friedhof folgten, und der lange Zug kam vor unserer Haustür zum Stehen. Sie sangen russische Lieder und hielten Reden. Da habe ich große Angst bekommen und bin zum Kommandanten gelaufen, der bei Rhode sein Hauptquartier hatte und habe ihn um Schutz für uns gebeten. Und tatsächlich kam dann auch ein Soldat und patrouillierte mit aufgepflanztem Bajonett um unser Haus.“

Außerdem kam es zu 4 einfachen Diebstählen, 4 Einbruchsdiebstählen, 2 Raubüberfällen, 2 Raubüberfällen mit Schusswaffenbedrohung und 1 Raubüberfall mit Körperverletzung. Es wurden 10 Bandenüberfälle auf Höfe gemeldet, die alle nachts erfolgten. Bei 3 dieser Überfälle sind 8 Personen misshandelt worden, jedoch ohne tödlichen Ausgang. 3 Frauen sind vergewaltigt worden, die insgesamt 9 Mal "gebraucht" wurden. Auf der Straße oder auf dem Felde wurden 5 Personen von wütenden Russen verletzt. ³⁸²

Für den gesamten Nachkriegs Zeitraum vom 01. April bis zum 31. Juli 1945 werden vom Amtsbezirk Nottuln dem Landrat in Telgte folgende, von „Displaced Persons“ (DP) begangene Straftaten gemeldet:

29 Diebstähle, 45 Raubüberfälle und 52 Bandenüberfälle. Dabei werden 40 Personen verletzt, bzw. misshandelt, 3 Personen getötet und 11 Frauen und Mädchen vergewaltigt. Bei 5 Vergewaltigungen erlitten die Frauen und Mädchen ein vielfaches Schicksal. ³⁸³

Samstag, 04. August

Aus dem Lager V 5-Baumberge werden 500 russische DPs mit Bussen nach Gütersloh transportiert, um von dort in ihre Heimat gebracht zu werden. ³⁸⁴

Abb. 135: Ein DP-Lager in der Nähe von Münster kurz vor dem Rücktransport der befreiten Menschen in ihre Heimat.



3 d Iwan Sewidow, Kursk, Soldat und in Deutschland gestorben



Er wurde am 20.3.1907 im Gebiet Sumy in der Ukraine geboren. Er war verheiratet und in der Landwirtschaft tätig.

Am 6.7.1943 **geriet er bei Kursk in deutsche Kriegsgefangenschaft**. Er wurde im Stalag (Stammlager) VI K (326), Senne registriert und erhielt die Erkennungsmarkennummer 142378. Man brachte ihn am 21.10.1943 in das Stalag VI A Hemer und am 25.10.1943 nach Dortmund in das Arbeitskommandos 612 R Zeche Fürst Hardenberg. Am 20.4.1944 kam er in das Lager Lazarett, am 20.6.1944 brachte man ihn in das Arbeitskommando der Zeche Kaiserstuhl. Er starb am 26.10.1944 im Lazarett in Dortmund-Kirchlinde an Bauchfellentzündung und toxischer Herzmuskelschwäche. Am 30.10.1944 wurde er auf dem Internationalen Friedhof am Rennweg auf Feld 8, Grabnummer 48 beerdigt. Er war 37 Jahre alt.

3 e Zwangsarbeiterinnen in der Nottulner Firma Rhode berichten:



Gisela Schwarze

Die Sprache der Opfer

Keine Naziuntat ist in den Nachkriegsjahrzehnten derart aus dem Bewusstsein der deutschen Gesellschaft verdrängt worden und an keiner Naziuntat waren so viele deutsche Volksgenossen beteiligt, wie an der Versklavung von mehr als zehn Millionen Europäern während des Zweiten Weltkrieges auf deutschem Reichsgebiet.

Die hier im Kontext des historischen Geschehens wiedergegebene Auswahl eines umfangreichen Briefwechsels mit ehemaligen Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen aus Rußland und der Ukraine ist eine notwendige Ergänzung einer gesellschaftsbedingt meist „täterorientierten“ Geschichtsschreibung. Diese „Ergänzung“ zeigt sich in den detaillierten Schilderungen der Deportation, der Lebens- und Arbeitsbedingungen in Deutschland, des Verhaltens der Deutschen und des Schicksals der vielen deportierten Kinder. Die bislang gänzlich unbeachtet gebliebene Einbindung der Deutschen Reichsbahn in die Versklavung von Europäern – insbesondere der osteuropäischen Bevölkerung – wurde durch die Briefe offenbar und forderte Nachforschungen heraus.

Da weit über eine Million der damaligen Opfer in Polen und den GUS-Staaten noch leben, war es auch eine politische Aufgabe und eine Frage der Menschlichkeit, dazu beizutragen, diesen von zwei totalitären Systemen und ihren Handlangern geschundenen Menschen ihre Würde wiederzugeben.

Die Sprache der Opfer

Briefzeugnisse aus Rußland
und der Ukraine zur Zwangsarbeit
als Quelle der Geschichtsschreibung

Kommentiert und herausgegeben

von

Gisela Schwarze

Übersetzungen:

Manfred Denecke (I)

Margret Fieseler (II)

Anna Golodowa (III)

Nina Reimer (IV)

cher wurde, je größer der Industriebetrieb war. In diesen Firmen besaßen Werksleiter, Meister und Vorarbeiter mehr Spielraum für böses Verhalten, die Lagerküchen wurden kaum kontrolliert und die Unterkünfte befanden sich meist in einem unbeschreiblichen Zustand: Verdreckt, verlaust, verwanzt. Vor allem große Industrieunternehmen waren von Fluchtbewegungen betroffen, auch wenn die Zwangsarbeiter nach kurzer Zeit wieder gefaßt wurden. Doch jeder andere Ort war besser, als die Höhlen von Krupp, Hoesch oder vom Bochumer Verein, um nur einige der vielen Großbetriebe in Deutschland zu nennen, die mit Arbeitssklaven aus Europa ihre Gewinne machten.

4.4.1 Textilfabriken

Alexandra Issarlonowna R.,¹⁰¹ Jahrgang 1922, Lwow/Ukraine

„Vielen Dank für Ihren Brief, für Ihre Aufmerksamkeit mir gegenüber und für Ihr Interesse an den Opfern des Nationalsozialismus und unseren Schicksalen.

Ich werde bald 79 Jahre alt. Vieles hat sich in der Erinnerung verwischt. Es tauchen natürlich auch Einzelheiten unseres Lebens in jenen Jahren auf, aber sie verblassen allmählich, und viele von uns, die all diese Unbilden und Entbehrungen durchgemacht haben, erinnern sich nur ungern daran. Aber daß dieser Krieg sehr vielen Menschen – uns wie auch den Deutschen – viel Leid und Kummer gebracht hat, das wird man nie vergessen. Niemandem wünsche ich, jemals so etwas zu erleben.

Man deportierte mich im Juli 1942 zur Zwangsarbeit nach Deutschland. Ich war damals zwanzig Jahre alt. Verschickt wurden nur die gesunden, kräftigen Jungen und Mädchen. Wer sich zu verstecken suchte, wurde einfach umgebracht. Ich wurde aus dem Dorf K., Gebiet Dnepropetrowsk deportiert. Man transportierte uns in Güterwaggons in Begleitung einer Wachmannschaft.

Seitdem ist viel Zeit vergangen, und man möchte die Erniedrigungen, die man damals ertragen mußte, nicht noch einmal erleben. Sich an die Einzelheiten zu erinnern – das heißt ja, noch einmal fühlen, was den Schmerz verursachte, obwohl er mit der Zeit an Schärfe verloren hat. Aber man muß sich daran erinnern, damit es im Leben unserer Kinder, Enkel und Urenkel keine Kriege und keinen Haß mehr gibt.

Als wir am Bestimmungsort ankamen, brachte man uns in einem Durchgangslager in Holzbaracken unter, wo wir auf dem Boden, Männer und Frauen durcheinander, übernachteten. Morgens führte man uns zur Desinfizierung und zur ärztlichen Untersuchung. Alle unsere Kleider nahm man uns weg und gab sie zur Desinfizierung, uns schickte man in einen Baderaum zum Waschen. Wir bekamen etwas flüssige Seife und kaltes Wasser. Als wir uns eingeseift hatten, wurde das Wasser abgedreht. Wir begannen zu schreien. Nach einer Weile wurde für ein paar Minuten das Wasser wieder angestellt. Danach führte man uns in den Ankleideraum und hielt uns dort zwei Stunden fest, alle vollkommen entkleidet, während unsere Kleider noch desinfiziert wurden.

Im Anschluß daran untersuchten uns die Ärzte, und gegen Abend brachte man uns in Autobussen zum Arbeitsplatz. Es war die Trikotagenfabrik der Gebrüder Rhode im Dorf Nottuln bei Münster.

Anfangs brachte man uns 70 Menschen bei irgendeinem Bauern in der Scheune unter, wo wir etwa zwei Monate lebten. Dieser Hof lag nicht weit von der Fabrik entfernt, und zur Arbeit und zurück gingen wir unter Bewachung. Später verlegte man uns in einen Raum im Souterrain der Fabrik auf der Südseite. Dort hatten wir bereits warmes Wasser, konnten unsere Sachen waschen und bügeln, in Betten schlafen, hatten also im großen und ganzen das Nötigste. Später gab man uns noch eine Nähmaschine, und wir hatten die Möglichkeit, einige Sachen, die uns unsere Arbeitgeber aus den umliegenden Häusern für unsere Arbeit gaben, abzuändern.

Mich schickte man zur Arbeit in die Verpackungsabteilung. Wir verpackten die fertigen Waren – Socken und Strümpfe. Ich arbeitete die ganze Zeit in der Frühschicht von 7 bis 15 Uhr. In dieser Schicht arbeitete ich mit Deutschen zusammen, drei Männern und drei Frauen. Sie brachten mir bei, was ich zu tun hatte. Manchmal schickte man mich auch in die Bügelabteilung, wenn dort Ersatz gebraucht wurde. Aber meine Hauptarbeit war die Verpackung. Hier arbeiteten einfache Leute, die mich normal behandelten.

Nachmittags kamen Hausfrauen und holten uns zur Arbeit in ihre Privathaushalte (Arbeiten im Gemüsegarten, Saubermachen im Haus und anderes). Wir arbeiteten auch im Krankenhaus, schälten in der Küche Kartoffeln, spülten Geschirr, putzten, machten Gartenarbeit. Aber das alles war nach der Schicht in der Fabrik.

Wir durften uns schon selbständig bewegen, ohne Bewachung, aber das war eine relative Freiheit. Wir standen unter ständiger Polizeiaufsicht; nach einem oder zwei Monaten Arbeit in der Fabrik, genau erinnere ich mich nicht, nahm man von uns Fingerabdrücke.

In der Fabrik waren zwei Frauen unsere Aufseherinnen – Hanna und Hilde (Hanna verstand sich auf medizinische Hilfe). Die Mädchen waren in unserem Alter, beide hübsch, Hilde war eine richtige Schönheit. Ihre Pflichten erfüllten sie sorgfältig, manchmal allzu sorgfältig. Ich erinnere mich an die Köchin Mathilde, sie war dick und böse. Außerdem beaufsichtigte uns der Wachmann der Fabrik mit Namen Bernhard – dem Aussehen nach ungefähr vierzig Jahre alt. Er behandelte uns menschlich. Er sagte es uns, wenn wir etwas falsch machten, tadelte uns, aber er erniedrigte uns nicht.

Wir sprachen kein Deutsch und begriffen nicht sofort, was man von uns wollte. Es kam vor, daß jemand eine falsche Antwort gab und bestraft wurde. Oft verstanden wir gar nicht, wofür man uns bestrafte.

Während meiner Arbeit in der Fabrik kamen auch Fälle vor, in denen man uns Mädchen sehr grausam behandelte. Ich erinnere mich, eines der Mädchen nähte etwas auf der Maschine und hörte nicht sofort, daß ein Angestellter sie ansprach. Sie antwortete nicht sogleich, und als sie sich umdrehte und fragte, was er wolle, da gefiel ihm nicht, wie sie ihn ansah oder es paßte ihm sonst etwas nicht, jedenfalls rief er die Polizei und das Mädchen verschwand.

Hanna und Hilde waren für die Ordnung in unseren Reihen verantwortlich. Wenn sich jemand etwas zuschulden kommen ließ, holten sie die Polizei. Dann versammelte man uns alle, und die Schuldige wurde ohne jegliche Untersuchung und ohne Worte vor unser aller Augen verprügelt – damit wir Angst bekamen. Einige der Mädchen kehrten danach nicht mehr zur Arbeit zurück. Entweder wurden sie in ein anderes Lager gebracht oder zu anderen Arbeiten. Über ihr Schicksal erfuhren wir nichts mehr. Frei waren wir nur so weit, wie es uns erlaubt wurde. Unter den Deutschen, mit denen wir es zu tun hatten, gab es – wie überall – verschiedene Menschen. Die einen hatten Mitleid mit uns und bemühten sich,

soweit es ihnen möglich war, uns zu helfen, andere waren gleichgültig, und die dritten betrachteten uns nur als Sklaven oder als Feinde und sprangen dementsprechend mit uns um.

Wir waren jung – 16 bis 25 Jahre – und natürlich gefiel uns, wie sich die deutschen Frauen kleideten und frisierten. Auch wir wollten besser aussehen, als wir damals aussahen. Die Hausfrauen, bei denen wir arbeiten mußten, gaben uns zu essen und manchmal auch Kleidung. In der Fabrik hatten wir einen freien Tag. Wir bemühten uns, ordentlich und adrett auszusehen, sauber angezogen und frisiert. Anfangs gelang es uns auch manchmal, zum Friseur zu gehen, obwohl wir wenig Lohn erhielten. Dann erfuhren wir, daß es uns verboten war, die Dienste eines Friseurs in Anspruch zu nehmen. Die Besitzer waren streng verwahrt worden und lehnten es nun ab, uns zu bedienen. Niemand wollte unseretwegen Unannehmlichkeiten haben. Die Polizei achtete auch darauf, daß die Anordnungen eingehalten wurden.

Was ich sehr gut in Erinnerung behalten habe und was mir in den Häusern, in denen ich zu arbeiten hatte, sehr gefiel, war die perfekte Sauberkeit und Ordnung. Ordnung herrschte in allem: Schneeweiße Tischdecken, viele verschiedene gestärkte und gebügelte Schürzen in der Küche. Jeder trug in der Familie seinen Teil zur Arbeit bei, und zum Mittagessen oder Abendbrot versammelten sich alle zusammen um den Tisch.

Das war der erste gute Eindruck, an den ich mich erinnere. Aber man hatte uns nach Deutschland gebracht, damit wir dort arbeiteten und in erster Linie die schmutzige Arbeit taten. Deshalb kann ich mich auch nur an solche angenehmen Momente erinnern.

In einigen Familien wurden wir sogar eingeladen, am selben Tisch mit ihnen zu essen, aber meistens aßen wir in der Küche – ich denke, damit wir nicht hungrig blieben. Ich will damit sagen, daß diese Leute uns fühlen lassen wollten, daß sie uns nicht verachteten, daß sie Mitleid hatten und unsere Situation verstanden. Aber es gab auch andere: Die, die uns als niedere Rasse betrachteten und in uns die rechtlosen Sklaven sahen. Die schrien uns an und hetzten uns herum, ohne uns auch nur ein Stück Brot zu geben. Manchmal benahmen sich sogar Mitglieder ein und derselben Familie uns gegenüber unterschiedlich.

Nicht weit von der Fabrik arbeiteten in einem Sägewerk Landsleute von uns. Einige Male gelang es uns, sie zu treffen, aber grundsätzlich war es uns verboten, in Gruppen zusammenzukommen. Das heißt, wir wurden ständig in allem eingeschränkt, und die Angst vor Strafe und das Gefühl, Menschen zweiter Klasse zu sein, verließen uns nie.

In der Stadt Münster bin ich nur zweimal gewesen. Im Sommer 1944 gab man mir und zwei Freundinnen einen Ausweis. Wir konnten nach Münster fahren und uns mit unseren Mädchen treffen, die dort arbeiteten. In dieser Zeit gab es einen Luftangriff – damals begannen die Alliierten bereits damit, Münster zu bombardieren – und wir mußten im Luftschutzbunker sitzen. Es gab dort vier oder fünf Stockwerke. Wir mußten im obersten Stock des Bunkers das Ende des Angriffs abwarten.¹⁰² Das zweite Mal brachte man uns zu Aufräumarbeiten nach den Bombenangriffen nach Münster. Der Bahnhof war vollständig zerstört, und in den Trümmern waren sehr viele Menschen ums Leben gekommen. Es war ein schrecklicher, grauenerregender Anblick. Auch die übrige Stadt hatte schwer gelitten.

Ich danke Ihnen nochmals für Ihre Aufmerksamkeit. Über eine Antwort würde ich mich freuen. Falls es noch Fragen geben sollte, gebe ich Ihnen gerne Antwort.“ (II)

„Als ich Ihren Brief bekam, war ich etwas erstaunt, auf dem Kuvert ‚Münster‘ zu lesen. Ja, das Münsterland ist für mich das Land meiner verlorenen Jugend, das Land von Erinnerungen, die aber nicht tragisch sind. Mit 17 Jahren brachte man mich zur Zwangsarbeit in das fremde, mir unbekannt Land: Deutschland. War das im März des Jahres 1942? Zwar hatte mir meine Großmutter früher schon vom Ersten Weltkrieg im Jahre 1914 erzählt. Jetzt, im Jahre 1941 sagte die Großmutter, es seien wieder Deutsche wie damals. Meine Mutter hatte 1914 in Riga das russische Lomonossow-Gymnasium absolviert. Die Deutschen waren damals kultivierte Leute, höflich zu allen Menschen, diese aber seien grausam wie wilde Tiere. Eine solche Charakteristik der Deutschen gab meine 70jährige Großmutter ihren Enkeln.

Das Leben vor 1941 war für uns kein Zuckerschlecken gewesen, wir hatten keinen Vater mehr, meine Mutter, eine Lehrerin, mußte uns vier Kinder und die Großmutter versorgen. Ich habe vier Semester Arztgehilfinnen- und Hebammenschule absolviert. Ich half in der Familie, arbeitete im Kolchos auf dem Felde.

Und plötzlich jagten die Ortspolizisten und zwei deutsche Soldaten mich und viele andere gewaltsam aus den Häusern, luden uns auf einen LKW und brachten uns zu einer Sammelstelle. Meiner Mutter sagten sie, sie solle uns etwas zu essen und eine Garnitur Wäsche mitgeben. Wir hatten keine Ahnung, wohin es ging, weshalb man uns wegschickte.

Wir fuhren in Güterwaggons mit zugenagelten Türen, offen war nur ein kleines Fenster. Wie lange wir fuhren, weiß ich nicht mehr. Aus unserem Transport hat keiner fliehen können. So erreichten wir Polen und kamen in ein Lager, das einen furchtbaren Anblick bot: An allen vier Ecken standen Türme mit Maschinengewehren und Scheinwerfern, unten an den Ecken standen deutsche Soldaten mit Schäferhunden, auf dem Gelände Schornsteine, Baracken, eingezäunt von vier Reihen Stacheldraht, furchtbar anzusehende abgemagerte Menschen in gestreifter Kleidung. O Gott! Was sollte das bedeuten? Eine Antwort gab es nicht. Wir gingen zur Hygienebehandlung, und man brachte uns weiter in ein Lager auf deutschem Gebiet (ich weiß den Ortsnamen nicht mehr, möglicherweise habe ich ihn gar nicht gewußt), das nicht ganz so schrecklich war. Wieder erhielten wir eine Hygienebehandlung. Inzwischen waren wir wohl 20 bis 25 Tage von zu Hause gefahren. In der Menge der jungen Leute waren Menschen aus dem gesamten Gebiet Dnepropetrowsk. Ich bin aus der Stadt Dnepropetrowsk. Es kamen zwei Fabrikbesitzer und begannen, nach Gutdünken auszuwählen. Es waren die Fabrikanten Franz und Robert Rhode. Man brachte uns in das Dorf Nottuln. Wir waren 70 Mädchen. Wir arbeiteten dort zehn bis zwölf Stunden am Tag in einer Strumpffabrik. Das Essen war sehr schlecht: Steckrüben und sehr wenig Brot. Einmal versammelten sie uns in der Kantine und erklärten uns, sie wären nicht berechtigt, uns besseres Essen zu geben – das sei Anordnung des Reiches. ‚Wir haben beschlossen, euch heimlich zu den Hausfrauen zu schicken, damit ihr ihnen im Haushalt helft – vor eurer Arbeit oder danach – sie werden euch für diese Tätigkeit zu essen geben, wenigstens einmal am Tag.‘ Besonders höflich und kultiviert ging von den Chefs Herr Lemfors mit uns um. Wir schufteten, gehorchten, benahmen uns anständig. Uns vorgesetzt waren zwei Aufseherinnen, Fräulein Hanna H. und Hildegard B. Sie verhielten sich uns gegenüber vorschriftsmäßig, schlugen, verhöhnten und beschimpften uns nicht. Sie mußten sich so benehmen wie unsere Chefs. In den Karzer hat man niemanden geschickt.

Ich wurde in die Familie
glied ihrer Familie. Frau Martha war für mich wie eine Mutter. Ich spürte nicht, daß ich eine Fremde war; am selben Tisch aß ich mit ihnen zu Mittag. An hohen Feiertagen wie Weihnachten und Ostern, wenn in der Fabrik nicht gearbeitet wurde, lud Frau Martha mich für den ganzen Tag ein, sie schenkte mir neue Sachen, und ich setzte mich mit ihnen an den Festtagstisch. Nach Hause bin ich 1945 gefahren. Frau Martha sagte mir: ‚Bleib hier, fahr nicht weg.‘ Aber das war wohl mein Schicksal, zu Hause ein schweres Kreuz zu tragen, das trage ich mein ganzes Leben.

Nun sind schon 56 Jahre vergangen, aber ich kann die mir liebgewordene – inzwischen verstorbene – Frau Martha und ihre Kinder nicht vergessen: Annemie B., Gisela K. und ihre Cousine aus Bremen, Frau Inge D. Ich bin ihnen sehr, sehr dankbar und betrachte sie als meine jüngeren Schwestern und Freundinnen.

Helle, reine Erinnerungen. Vielleicht deswegen, weil ich an solche Herren geriet (sie wählten uns nach dem Äußeren aus) wie die Fabrikanten Franz und Robert Rhode. Ich denke nur im Guten an sie zurück. Ich wüßte nur zu gern, wer die Erben von Robert Rhode sind. Seine Frau war eine Schönheit und hat 1944 ihr erstes Kind bekommen. Franz Rhode hatte keine Kinder. Ich wüßte gern ihre Adresse. So, das ist alles. Ich könnte vielleicht noch vieles Gute erzählen, wenn jemand zu mir käme. Allerdings lebe ich arm und allein. Am 12.3.2001 bin ich 76 Jahre alt geworden. Besuchen Sie mich, wir unterhalten uns, und Sie werden sehen. Mein Mann ist schon vor 18 Jahren gestorben, und ich lebe allein in S.

P.S. Entschuldigen Sie, daß ich so lange nicht geantwortet habe, ich hatte kein Geld für eine Briefmarke. V.M.“ (II)

Tamara Iwanowna J.,¹⁰⁴ Jahrgang 1925, Taganrog/Rußland

„Es schreiben Ihnen ehemalige Zwangsarbeiter aus der Stadt Taganrog, die während des Krieges vom 14. Juli 1942 bis April 1945 in der Textilfabrik Heinrich Kettelhack in Mesum bei Rheine tätig waren. Unser Chef hieß K., der Meister R. Wir waren da 60 russische Frauen, 50 von ihnen aus Taganrog.

Zuerst wohnten wir in den Lagerräumen der Weberei, ohne Tageslicht, und zur Arbeit gingen wir durch die Weberei, ohne nach draußen zu kommen. Erst nach sechs Monaten wurde uns erlaubt, über den Fabrikhof zu gehen, dann konnten wir endlich frische Luft atmen. Wir mußten verschiedene Arbeiten verrichten. Olga Semjonowna S. und ich, Tamara Iwanowna, arbeiteten als Weberinnen. Mit uns zusammen arbeiteten Belgier und Holländer, die jeden Tag nach Hause fuhren, weil der Bahnhof gegenüber der Fabrik lag. Auf dem Fabrikhof standen mit Draht eingezäunte Baracken, in denen Franzosen, Holländer und Belgier wohnten, sie durften sich aber frei bewegen. In einem Häuschen wohnte der Lagerleiter Walter, den Familiennamen wußten wir nicht. Wir haben ihn den ‚Schiefen‘ genannt, weil er am linken Auge einen schwarzen Verband trug. Er ging ständig mit einem Schlagstock und einem Hund, den er oft auf uns gehetzt hat, deswegen waren wir alle ‚gekennzeichnet‘, auch der Schlagstock tanzte öfters auf unseren Rücken. Unsere Aufseherin hieß Thea B. In der Fabrik arbeiteten auch Deutsche. Ich erinnere mich gut an zwei Geschwister, Laura und Klara M. Im ersten Nachbarhaus neben der Fabrik wohnte die Familie der Frau Hinterding. Ihr Mann arbeitete damals als Briefträger. Die Kinder hießen Martha, Erich und Alfred. Wir kannten sie nicht.“

3 f 2002 – Besuch von Zwangsarbeitern, die in Nottuln und Havixbeck arbeiten mussten.

Pflanzen eines Baumes als Erinnerung und Gedenken

Übergabe der Gedenktafel am Baum der Versöhnung im Rhodepark

Nottuln 17.11.2002, 17.00 Uhr

Ansprache

Zunächst einmal möchte ich alle Anwesenden ganz herzlich willkommen heißen und mich bei Josef Gebker und dem Posaunenchor der ev. Kirche für das musikalische Rahmenprogramm dieser kleinen feierlichen Übergabe der Gedenktafel bedanken.

Ich bin Jürgen Hilgers-Silberberg und vertrete heute den Friedenskreis der Anne-Frank-Gesamtschule Havixbeck und die Friedensinitiative Nottuln.

Bevor ich gleich das Wort an den/die Vertreter/in der Gemeinde Nottuln und Frau Angelika Schwall-Düren - die einen großen Anteil daran hatte, dass ehemalige polnische Zwangsarbeiter uns im Frühjahr hier in Nottuln und Havixbeck besuchen konnten - weitergebe, möchte ich selbst noch einige wenige Worte zum Grund unseres heutigen Zusammentreffens sagen.

Dabei gehören meine ersten Gedanken und Worte den Menschen, die uns im Frühjahr hier in Nottuln - und vor allem dieses Mal freiwillig und auf eine höfliche Einladung hin - besucht haben.

Felix Czech und Walentina Galiziowska waren im April bei uns - das heißt in Nottuln und Havixbeck - zu Gast und haben zum zweiten Mal den langen Weg aus ihrer Heimat in unser Land gemacht. Dieser Weg

und ihr Aufenthalt bei uns waren für beide vor ca. 60 Jahren mit viel Leid und schmerzlichen Erfahrungen verbunden.

Frau Galziowska wurde von deutschen Soldaten mitten aus ihrem damaligen Leben gerissen. Sie war gerade beim Schneeschippen, tief im Herzen Russlands, als die deutschen Soldaten sie bei dieser Tätigkeit – siebzehnjährig - regelrecht weggingen. Sie wurde unter unmenschlichen Bedingungen in einem Viehwaggon, ohne Kontakt zu Freunden und Bekannten nach Deutschland transportiert. Dort landete sie zunächst in einer für sie bedrohlichen und feindlichen Umgebung und musste für die "Feinde" arbeiten.

Herr Felix Czech, im April schon 90 Jahre alt, wurde damals, kurz nach dem deutschen Überfall auf Polen, als polnischer Kriegsgefangener nach Deutschland transportiert und musste dann hier für die Menschen, die sein Land überfallen hatten, hart arbeiten.

Diesen beiden und Millionen anderen Menschen, die als Zwangsarbeiter für die sogenannte selbst ernannte Herrenrasse arbeiten und knechten mussten, ist großes Unrecht geschehen. Wichtige Jahre ihres Lebens wurden ihnen geraubt. Allein auf sich gestellt, haben sie Einsamkeit, Isolation, Demütigung und harte Arbeit über sich ergehen lassen müssen.

Dieses Schicksal teilten Felix Czech und Walentina Galziowa mit vielen anderen Zwangsarbeitern im Nazi Deutschland und hier in Nottuln. Menschen aus vielen Ländern: Sie kamen aus Russland, Polen, der Ukraine und den Niederlanden, um nur einige dieser Länder stellvertretend zu nennen.

Schauen wir uns allein die Zeit an, in der alle diese Menschen zwangsweise für ihre Feinde arbeiten mussten, so löst heute schon jedes näher betrachtete Einzelschicksal große Betroffenheit bei uns aus.

Doch für Felix und Valentina und viele andere hörte der Leidensweg nach der Zwangsarbeit nicht auf. Sie kehrten zurück und standen dann in Ihrer Heimat vor einem Scherbenhaufen. Verwandte waren im Krieg und durch Vertreibung umgekommen Zwangsumsiedlung wie bei Felix oder aber das Niederlassen in einem fremden Land - wie bei Valentina, die nach Polen und nicht nach Russland zurückging - waren ihre nächsten auch nicht leichten Erlebnisse. Dennoch haben sie es mit ihrer eigenen Kraft, ihrem ungebrochenen Lebenswillen und Mut geschafft, sich ihr eigenes Leben zu gestalten.

Beschämend nur für uns ist und war es, dass es für beide bis zu dem Besuch im Frühjahr hier in Nottuln keinen offiziellen Kontakt mit Deutschen oder deutschen Behörden gegeben hat, bei dem etwas von einer Wiedergutmachung, Entschädigung oder auch Entschuldigung für das Ihnen zugefügte Leid versucht worden wäre.

Unsere Trauer und Beschämung darüber haben wir gegenüber Felix und Walentina ausgedrückt und sind - so glaube ich wenigstens - auch von ihnen verstanden worden.

In diesem Zusammenhang möchte ich auch kurz die beschämende und unwürdige Diskussion um die Entschädigungsleistungen der Deutschen Wirtschaft für die ehemaligen Zwangsarbeiter anführen.

Zunächst hat sich die deutsche Wirtschaft lange geziert, wenn nicht gar geweigert, über Entschädigungen für ehemalige Zwangsarbeiter überhaupt nachzudenken. Erst auf Druck der Bürgerinnen und Bürger dieses Landes ist es dann zu einem Nachdenken und dem Einlenken der Wirtschaftsverantwortlichen gekommen. Leider kam es auch dann erst noch ganz langsam und schleppend zu konkreten Zahlungen.

Auch dies stimmte uns traurig und beschämte uns gegenüber unseren polnischen Gästen.

Auch dies konnten wir ihnen deutlich machen und uns dafür entschuldigen.

Umso größer und höher - führt man sich den Lebensweg unserer Gäste und die Diskussion um die Entschädigung der Zwangsarbeiter in unserem Land vor Augen - ist die Entscheidung von Felix und Walentina zu bewerten, das Land ihrer ehemaligen Peiniger erneut zu besuchen und den jetzt hier lebenden Menschen freundschaftlich die Hände zur Versöhnung zu reichen.

Dafür danke ich den Beiden hier noch einmal ganz ausdrücklich. Gleichzeitig haben wir ihre uns gereichten Hände gerne angenommen, denn sie machen Mut für die Zukunft. Wir nehmen sie und drücken sie mit den unseren ganz herzlich.

Diesen Blick in eine andere und den Anfang einer besseren gemeinsamen Zukunft von Menschen unserer Länder, die einmal Feinde waren, haben wir hier an dieser Stelle mit dem Pflanzen dieses Baumes im Frühjahr gemeinsam symbolisiert.

Dieser Baum hier im Rhodepark neben dem ehemaligen Firmengelände der Fa. Rhode möge uns zum einen an die dunklen Zeiten der deutschen Vergangenheit auch hier in Nottuln erinnern. Er soll uns das Schicksal von Felix Czech und Walentina Galiziowska und das vieler anderer Menschen wach vor Augen halten.

Zugleich aber soll er auch ein Symbol für Verständigung und Versöhnung sein. Nur durch Nähe und Begegnung entstehen Freundschaften und entsteht Vertrauen. Wir hoffen und wissen, dass Freunde sich nichts Schlechtes tun. Dafür sei uns dieser Baum auch ein Symbol.

Damals haben wir versprochen dem Baum, der seinen ersten Sommer an seinem neuen Standort und das Umpflanzen gut überstanden hat, eine Gedenktafel folgen zu lassen, die allen, die an diesem Baum vorübergehen deutlich macht, für was dieser Baum symbolisch steht.

Ich freue mich, dass es uns jetzt möglich ist mit Ihnen/Euch allen gemeinsam diese Tafel der Öffentlichkeit zu übergeben. Möge sie dazu beitragen, dass wir in uns die Begriffe Verständigung, Versöhnung und Freundschaft wach halten und auch etwas dafür tun.

Ich darf Ihnen/Euch allen nun den Text der Tafel einmal vorlesen:

Im Zweiten Weltkrieg lebten auch in Nottuln Menschen, die aus ihrer Heimat hierher verschleppt und zur Zwangsarbeit genötigt wurden.

Am 12. April 2002 gab es eine Begegnung zwischen ehemaligen Zwangsarbeiter/innen aus Polen und Bürger/innen aus Nottuln und Havixbeck. Gemeinsam wurde dieser Baum gepflanzt. Er erinnert auch an das Schicksal polnischer Frauen, die auf diesem Gelände der früheren Firma Rhode arbeiten mussten.

**Gepflanzt wurde die Hoffnung
auf eine bessere gemeinsame Zukunft von Menschen, die einmal Feinde waren.**

**Gepflanzt wurde ein Anfang von Verständigung und Versöhnung,
ein Boden, auf dem Frieden wachsen kann.**

Danke für Ihre Aufmerksamkeit.

Für den Friedenskreis Havixbeck und die Friedensinitiative Nottuln

Jürgen Hilgers-Silberberg

Friedensinitiative Nottuln



Robert Hülsbusch ♦ Rudolf-Harbig-Str. 49 ♦ 48301 Nottuln

Tel. 02502/9754
Fax 02502/8589
Mail: info@fi-nottuln.de
www.fi-nottuln.de

Nottuln, den 31.08.2021

An den
Rat der Gemeinde Nottuln
Z.H. Frau Bürgermeisterin Mahnke
Stiftsplatz 7/8
48301 Nottuln

Infotafel Zwangsarbeiterbaum im Rhodepark

Sehr geehrte Frau Bürgermeisterin,
sehr geehrte Damen und Herren,

die Friedensinitiative Nottuln (FI) bittet Sie um Rat und um eine Entscheidungshilfe. Es geht dabei um die Infotafel zum Thema Zwangsarbeiter in Nottuln. Diese steht im Rhodepark auf Gemeindegebiet. Der Text dieser Tafel löste nun eine kontroverse Diskussion aus. Das Thema ist u.E. von allgemeinem Interesse und sollte deshalb auch öffentlich – im Rat – diskutiert und ggf. entschieden werden.

Am 12. April 2002 gab es eine Begegnung zwischen ehemaligen Zwangsarbeiter/innen aus Polen und Bürger/innen aus Nottuln und Havixbeck. Gemeinsam wurde damals im Rhodepark ein Baum gepflanzt. Dieser sollte auch an das Schicksal polnischer Frauen, die in der früheren Firma Rhode arbeiten mussten, erinnern. Wir pflanzten den Baum mit der Hoffnung

auf eine bessere gemeinsame Zukunft von Menschen, die einmal Feinde waren. Nach bestem Wissen und Gewissen wurde damals der Text entworfen. (Siehe Text im Anhang)

Nun ist der Text kritisiert worden. Er entspräche nicht genau den historischen Tatsachen. Von Anliegern sind zwei Alternativ-Texte vorgelegt worden – mit der Bitte, die Infotafel auszutauschen (siehe Texte im Anhang).

Die FI traf sich mit den Autoren dieser alternativen Texte.

Nach längeren Gesprächen und nach ausführlicher Diskussion in der FI kommen wir nun zum Schluss, dass eine Änderung der Infotafel nur Sinn macht, wenn das Thema Zwangsarbeit in Nottuln erstmalig gründlich historisch-wissenschaftlich aufgearbeitet worden ist.

Dabei folgen wir einem Gedankengang von Hans-Peter Boer, der schon 2002 den Vorstoß der Aufarbeitung dieses Themas machte (siehe Text im Anhang).

Wir haben uns auch bei anderen BürgerInnen erkundigt, von denen wir wissen, dass sie sich lokal-historisch engagieren und auskennen.

Diese sehen im Moment keinen Anlass, den Ursprungstext der Tafel zu ändern.

Die Leiterin des Archivs beim Kreis Coesfeld, Frau König-Heuer, gab eine differenzierte Stellungnahme ab und empfahl ebenso eine historische Recherche. (Siehe Anhang).

Die FI bittet nun den Rat, diese Diskussion aufzugreifen, dazu Stellung zu nehmen und ggf. die historische Aufarbeitung dieses Themas in Angriff zu nehmen.

Mit freundlichem Gruß

Ingeborg Bispinck-Weigand, Jürgen Hilgers-Silberberg, Robert Hülsbusch

Anhang

Text der Infotafel, die seit 2002 im Rhodepark steht.

Im Zweiten Weltkrieg lebten auch in Nottuln Menschen, die aus ihrer Heimat hierher verschleppt und zur Zwangsarbeit genötigt wurden.

Am 12. April 2002 gab es eine Begegnung zwischen ehemaligen Zwangsarbeiter/innen aus Polen und Bürger/innen aus Nottuln und Havixbeck. Gemeinsam wurde dieser Baum gepflanzt. Er erinnert auch an das Schicksal polnischer Frauen, die auf diesem Gelände der früheren Firma Rhode arbeiten mussten.

Gepflanzt wurde die Hoffnung auf eine bessere gemeinsame Zukunft von Menschen, die einmal Feinde waren.

Gepflanzt wurde ein Anfang von Verständigung und Versöhnung, ein Boden, auf dem Frieden wachsen kann.

Im zweiten Weltkrieg lebten auch in Nottuln Menschen, die aus ihrer Heimat verschleppt und zur Zwangsarbeit verpflichtet wurden.

Am 12. April 2002 gab es eine Begegnung von ehemaligen Zwangsarbeiter/innen aus Polen und Bürger/innen aus Nottuln und Havixbeck.

Gemeinsam wurde dieser Baum gepflanzt.

Auf dieser Tafel gedenken wir der polnischen Frauen, die in landwirtschaftlichen und gewerblichen Betrieben gearbeitet haben.

[Beschwerden über schlechte Behandlung sind nicht überliefert worden.]

Gepflanzt wurde die Hoffnung auf eine bessere gemeinsame Zukunft von Menschen, die einmal Feinde waren.

Im zweiten Weltkrieg lebten auch in Nottuln Menschen, die aus ihrer Heimat hierher verschleppt und zur Zwangsarbeit verpflichtet wurden.

Am 12. April 2002 gab es eine Begegnung zwischen ehemaligen polnischen Zwangsarbeitern/innen und Bürgern/innen aus Nottuln und Havixbeck.

Gemeinsam wurde dieser Baum gepflanzt.

Er soll erinnern an das Schicksal polnischer Frauen, die in landwirtschaftlichen und gewerblichen Betrieben auf dem Gebiet der Gemeinde zur Arbeit verpflichtet wurden.

Mit diesem Baum wurde auch die Hoffnung gepflanzt auf eine bessere gemeinsame Zukunft von Menschen, die einmal Feinde waren.

Hans-Peter Boer

Geschichte sollte man nicht beschönigen. Die beiden Texte als neue Vorschläge sind auch nicht wirklich gut. Der "Urtext" hat auch seine einschränkende Geschichte. Mir erscheint wichtig:

- Es waren nicht nur bei Rhode Zwangsarbeiter tätig.
- Es waren nicht nur Frauen zur Arbeit herangezogen worden.
- Es waren nicht nur Polen da.
- Es hat Übergriffe gegeben, aber auch Reaktionen nach März 1945.

Der FI-Urtext der Tafel ging von der Situation des Treffens damals aus. Verständlich, aber m.E. im historischen Sinne nicht umfassend genug. Daher meine Hauptforderung seit Jahren: Wiss. Erarbeitung des Themas, danach vielleicht Gedenkfeiern.

Ich habe unten eine Stellungnahme aus dem Jahre 2002 angehängt, zu der ich nach wie vor stehe. Aus meiner Sicht ist das Thema auch nicht im Ansatz genügend wissenschaftlich aufgearbeitet. Ein Hinweis allein auf die Firma Rhode erscheint mir fragwürdig, weil wir bis jetzt zu wenig wissen und man eigentlich vor jedem Bauernhof, auf dem Menschen aus der Ferne gearbeitet haben, einen Baum aufstellen müsste. Niemand hat sich bisher mit der zentrierten Unterbringung der Arbeiter in Nottuln befasst, denn die gab es auch.

Hans-Peter Boer 2002

Gedanken zum Thema „Kriegsgefangene & Fremdarbeiter in Nottuln (1940-1945)“

è Das Zusammenleben einiger hundert Menschen aus dem Ausland mit der lokalen Bevölkerung einer münsterländischen Gemeinde dieser Zeit beinhaltet – auch und gerade unter Kriegsverhältnissen - alle denkbaren Lebens- und Erfahrungsformen: Solidarität, Fairness, Gleichgültigkeit, Liebe, Hass, Missbrauch oder Gewalt.

è Zwischen den Familien, die ausländische Arbeitskräfte (Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter oder sogar „Freiwillige“ – auch die gab es!) beschäftigten oder sogar beherbergten, betreuten oder lenkten, entwickelten sich je nach Lage und Befindlichkeit, Persönlichkeit, Haltungen oder - ganz einfach - persönlicher Gefühlslage Beziehungen unterschiedlichster Ausprägung. Es entstanden auch in Nottuln Freundschaften, die z.T. über Jahrzehnte nach dem Krieg noch gepflegt wurden. Beispiele sind leicht zu belegen. Gegensätzliche Situationen sind ebenfalls bekannt.

è Ganz überwiegend – folgt man den Berichten glaubhafter Zeitzeugen – ist die Behandlung der Mitmenschen unter diesen Zeitumständen als korrekt anzusehen. Das – damals oft verdeckte – Verhaltens-Motive ist – neben grundsätzlicher menschlicher Haltung – klar: Man hatte mit zunehmender Kriegszeit selbst Familienangehörige in der Situation der Gefangenschaft oder der Zwangsarbeit auf der Gegenseite. Dieser Gedanke wird in Gesprächen immer wieder zitiert.

è Persönliches Versagen, Missbrauch und Gewalt gegenüber den ausländischen Arbeitskräften hat es aber auch in unseren Dörfern und Bauerschaften zweifelsohne gegeben. Es gibt gut bezeugte Verbrechen bis hin zu mindestens einer öffentlicher Hinrichtung.

è Vollends problematisch wurde die Situation in den Monaten April bis August 1945, als auch im Münsterland mit dem Zusammenbruch der NS-Herrschaft die politischen und gesellschaftlichen Ordnungsmuster einstürzten. Das große Lager auf dem Baumberg mit

zeitweise 1800 untergebrachten ehem. Kriegsgefangenen, die eben nicht aus Nottuln kamen, wurde vielfach Ausgangspunkt problematischer Vorgänge.

è In den Monaten einer gewissen „Rechtlosigkeit“ hat es zahlreiche Übergriffe befreiter Zwangsarbeiter (DP's) auf die lokale Bevölkerung gegeben. Die Überfälle von Gruppen ehem. Gefangener z.B. auf Bauerschaften und Einzel-Höfe brachten eine Serie von - in Einzelfällen vielleicht noch erklärlicher -, aber insgesamt ebenso unentschuldbarer Gewalttaten. Die englischen Truppen waren nur bedingt in der Lage, die deutsche Bevölkerung, die weitestgehend unbewaffnet war, zu schützen. Es ist zu teils unglaublichen Gewalttaten gekommen. Viele Vorgänge sind übrigens nie amtlich registriert oder gar dokumentiert worden, bleiben vielmehr im weitgehend verschwiegenen Wissen von Großfamilien oder Nachbarschaften. Die besondere Rolle der vielen Vergewaltigungen – übrigens schon beginnend mit dem Einmarsch der alliierten Truppen - darf nicht übersehen werden.

è Aus den Ereignissen des Sommers 1945 resultiert die wesentliche Sicht auf das in Rede stehende Thema. Durch die Niederlage im Krieg sah man sich in Haftung genommen, auch wenn man sich persönlich – vielleicht sogar mit Recht – als unschuldig ansah. Die von der einheimischen Bevölkerung empfundene Rechtlosigkeit, das Ausgeliefertsein, die alltägliche Bedrohung prägen die Beurteilung des gesamten Themenfeldes bis heute. Erst mit dem Abtransport der DP's, der bis Ende August 1945 abgeschlossen war, stabilisierte sich die Situation. Was übrigens diesen Menschen z.B. in Sowjet-Russland dann passierte, steht auf einem besonderen Blatt.

è Mit der Ankunft der Flüchtlinge und Vertriebenen ab Sommer 1945, die die Evakuierten aus den von Bomben bedrohten Städten „ablösten“, kam neue Probleme. Deren Integration bildete von der Größenordnung und den Anforderungen her eine weit größere Herausforderung als die Evakuierten oder die ausländischen Kriegsgefangenen und Fremdarbeiter der Jahre 1940/45. Mit diesen Anforderungen, dem Wieder-Aufbau der kommenden Jahrzehnte und der weltpolitischen Konfrontation im „Kalten Krieg“ war eine offene Auseinandersetzung mit den Ereignissen der Jahre 1933 – 1945 weitgehend verstellt.

è Selbst wenn die Leute in den Baumbergen – auch mit Blick auf die Wahlergebnisse bis 1933 – kaum als überzeugte Unterstützer der Nazis angesehen werden können, hat der vermeintliche Zwang zu einer „national geschlossenen“ Politik nach dem Krieg die öffentliche Beschäftigung mit der NS-Zeit lange gebremst. Lokale Eliten sind 1930, 1940, 1950, 1960 oder noch später sogar in den Personen identisch. Das ist soziologisch aufgrund der Gesellschaftsstruktur erklärlich. Man wusste zwar um Personen und Situationen, schwieg aber meistens und blockierte so auch weitere Aufklärung und offene politische Gestaltung.

è Angesichts der erkennbaren Traumata ist jede Erörterung behutsam zu führen. Wer die Ereignisse der Jahre 1940 – 1945 (... und speziell die des Sommers 1945) diskutiert, läuft Gefahr, schnell in das Muster von Anklage und Verurteilung zu verfallen. Er muss vor allem die Verhältnisse dieser Jahre berücksichtigen, die mit den heute bei uns herrschenden nicht mehr zu vergleichen sind. Die Nottulner wussten z.B. genau, wie es ihrem Mitbürger Bernard Heinrich Bussmann gnt. Nährding ergangen war. Er wurde wegen kritischer Äußerungen zum Krieg in das KZ Buchenwald verbracht und ist dort 1940 umgekommen.

è Falsche Ansprache und falsche Symbolik können m.E. verheerend wirken. Vor irgendwelchen – politisch noch so korrekten - Aktionismen muss die fachwissenschaftliche Aufarbeitung des Komplexes stehen. Das Projekt des Kreises Coesfeld weist m.E. den richtigen Weg. Auch im Gemeindearchiv warten Quellen auf die fachgerechte Aufarbeitung und Publizierung. Für möglich halte ich es, die in einzelnen Familien vorhandenen Kontakte zu noch lebenden Kriegsgefangenen als positives Aktivpotential einzusetzen. Es muss auch versucht werden, in - auf Wunsch der Beteiligten vertraulichen - Gesprächen Aussagen von Zeitzeugen zu gewinnen, die ggf. mit Sperrfristen versehen archiviert werden können.

è Grundsätzlich: Es darf keine Politik stattfinden, die Menschen – egal welcher Herkunft - in Extremsituationen führt, wie sie damals herrschten.

Nottuln, 03. März 2002
Boer

Hans-Peter

Hans-Peter Boer, Kulturdezernent i.R.

Ursula König-Heuer
Kreis Coesfeld

Sehr geehrter Herr Hülsbusch,

in der „neuen“ Version wird auch an die Menschen erinnert, die in landwirtschaftlichen Betrieben gearbeitet haben. Das finde ich grundsätzlich nicht schlecht, es sei denn, es soll an dem bestimmten Platz ausschließlich um die Arbeiterinnen bei der Firma Rhode gehen. Die Passage „Beschwerden über schlechte Behandlung sind nicht überliefert“ gehört m.E. nicht auf eine solche Tafel.

Eventuell lohnt sich nochmal eine Anfrage an das Stadtarchiv Münster, in dem das Archiv des ehemaligen Kreises Münster untergebracht ist. Nottuln gehörte ja bis zur Kommunalen Neugliederung zum Kreis Münster.

Mit freundlichen Grüßen
im Auftrag
Ursula König-Heuer

Robert Hülsbusch

„Nichts wird vergessen!“

4 . Tagebuchaufzeichnungen einer Reise in die Sowjetunion

2. Deutsch-Sowjetische Friedenswoche 31.8. bis 8.9.1990

Freitag, 31.8.90

„Vor 50 Jahren kamen die Deutschen, um Ihr Land mit Krieg zu überziehen. Heute kommen wir, um ihnen den Frieden anzubieten.“ Wir stehen vor den Toren Moskaus. 135 Bürger aus der Bundesrepublik und aus der DDR. Mit ruhigen Worten spricht ein Teilnehmer dieser deutschen Delegation diese Worte, wendet sich damit an den Vorsitzenden des Moskauer Friedenskomitees, aber auch an die weiteren sowjetischen Bürger, die sich hier versammelt haben. Der Hintergrund dieser kleinen Veranstaltung lässt mich erschauern: Drei riesige Gebilde ragen empor: Panzersperren. Um den Vormarsch der deutschen Panzerverbände aus Moskau aufzuhalten, wurden sie 1942 und 1943 rings um die sowjetische Hauptstadt aufgestellt. Drei dieser Sperren stehen heute hier, um zu erinnern und zu mahnen. Dass auch heute noch - 45 Jahre nach dem Krieg - die Erinnerung daran das tägliche Leben in der Sowjetunion prägt, lernen wir hier bereits kennen. Nach den kurzen Ansprachen des Vorsitzenden des örtlichen Friedenskomitees, des stellvertretenden Moskauer Bürgermeisters und eines Vertreters des Patriachs der Orthodoxen Kirchen zünden wir Grabkerzen an und stellen sie auf den Gedenkstein. Blumen werden niedergelegt.

Die kleine Gedenkfeier ist zu Ende. Wir besteigen wieder die Busse und fahren in die Hauptstadt.

Am Morgen waren wir auf dem Frankfurter Flughafen zu dieser Sowjetunion gestartet. Im Mittelpunkt soll die Begegnung mit den Menschen in der Sowjetunion stehen. Kontakte sollen hergestellt werden. Volksdiplomatie. Die Entspannungspolitik zwischen Ost und West, die Versöhnung und Verständigung zwischen der Sowjetunion und dem geeinigten Deutschland kann nur gelingen, wenn diese auch auf der Ebene der Bürger ergänzt wird. In der Flughafenkapelle verabschiedete uns Horst-Eberhard Richter. Er sprach von der Gastfreundlichkeit der russischen Menschen, aber auch von den großen Erwartungen, die sowohl Russen und Deutsche an ihre gemeinsame Zukunft knüpfen. Es gelte, offen und ehrlich miteinander zu reden, auch über die leidvolle Geschichte der beiden Völker. Die Bereitschaft dazu sei vorhanden. Eine groß angelegte Befragung von russischen und deutschen Studenten hätte dies ergeben. Doch sollten wir vermeiden, übergroße Hoffnungen und Erwartungen zu wecken. Diese könnten und müssten enttäuscht werden. Resignation und neue Vorbehalte könnten folgen. Wichtige Gedanken, die dieser engagierte Mann uns mit auf die Reise gab.

Wir fahren durch die beleuchteten Straßen. Der Bus hält vor dem Haus des Moskauer Friedenskomitees. Der Vorsitzende begrüßt uns herzlich. „Fühlt Euch hier wie zu Hause.“ Wieder ist von Freundschaft und Völkerverständigung die Rede. Nach der Begrüßung machen wir zum ersten Mal mit der russischen Küche Bekanntschaft. Ein reichhaltiges Buffet erwartet uns. Salate, Aufschnitt, Brot, Würstchen, Kuchen, Süßigkeiten, Tee und Kaffee. Nach der langen Reise ein Genuss. Noch während des Essens werden wir von André in Empfang genommen. Andre, ein junger Mann aus Moskau, hat die manchmal nicht ganz leichte Aufgabe übernommen, die 5 Nottulner in der Hauptstadt zu betreuen. Gegen Mitternacht fährt er mit uns in einem Bus zum Kursker Bahnhof. Von dort aus fahren wir im Nachtzug - Schlafwagen 1. Klasse - in die 500 000 Einwohner zählende Provinzstadt, 500 Kilometer südlich von Moskau.

Samstag, 1.9.90

Der Zug rollt gemächlich über die Schienen. Das monotone Geräusch lässt uns gut schlafen. Als die ersten Sonnenstrahlen durchs Abteifenster dringen, wache ich auf. Mein erster Blick durch das Fenster. Russische Landschaft, wie ich sie mir immer vorgestellt habe. Ein wenig hügelig, vereinzelte Bäume, weite Sicht. Die ersten Datschen tauchen auf, dann Häuser und Straßen. Der Zug verlangsamt die Fahrt, bremsen quietschen. Ein Ruck. Wir sind am Ziel. Auf dem Bahnsteig wartet eine kleine Delegation auf uns. Wir werden herzlich empfangen. Mit einem Kleinbus geht es in die Stadt. Sascha spricht hervorragend Deutsch. Die Grundlage für eine freundschaftliche Verständigung ist damit gelegt. Der erste Weg führt uns zur Miliz. Hier wird uns ein Visum ausgestellt, mit dem wir berechtigt sind, in die nahegelegene Stadt Orjol zu fahren. „Wir haben heute ein großes Programm für Euch.“ Alexander erklärt den Tagesablauf. Am Nachmittag werden wir in diese Stadt fahren, um gemeinsam mit dem dortigen Friedenskomitee und deren Gäste aus der Bundesrepublik an einer Friedensfahrt auf einem Fluss teilzunehmen.

Doch erst einmal wird die Unterkunft geregelt. Wir sind zunächst ein wenig enttäuscht: Es geht zu einem Intourist-Hotel. Später, nachdem wir die Wohnungen unserer Gastgeber kennengelernt haben, ist uns diese Entscheidung der Kursker völlig klar. Alexander und Tatjana leben mit ihren 2 Kindern in einer kleinen 2 Zimmer-Wohnung. Sascha teilt eine solche kleine Wohnung mit seiner Mutter.

Im Hotel werden wir sofort zum Frühstück gebeten. Sascha und Valentina erklären uns die Struktur und Rolle des Sowjetischen Friedenskomitees: Wir müssen lernen, dass die Friedensarbeit hier in der Sowjetunion ganz anders strukturiert ist. Während wir in der Bundesrepublik mit Friedensarbeit auf große Skepsis der Staatsmacht stoßen, auch ganz bewusst gegen die militärischen Interessen des Staates und die ihn tragenden Parteien arbeiten müssen, ist die Friedensarbeit in der Sowjetunion nicht nur vom Staat geduldet, sie wird von ihm getragen. Überall finden Friedensaktionen, Friedenstage, Friedensschulstunden usw. statt. Rituale? Sicher ist diese Politik zum Teil ritualisiert, steht sie auch in Dienste einer bislang ideologisierten Außen- und Innenpolitik der Sowjetregierung. Aber sie ist auch die Konsequenz aus der leidvollen Kriegsgeschichte des russischen Volkes. Man

nimmt heute an, dass nicht 20, sondern 30 bis 40 Millionen Menschen im 2. Weltkrieg den Tod fanden. So setzen sich die Menschen, die im Friedenskomitee arbeiten gerade für Völkerverständigung und Abrüstung ein. Gleichzeitig unterstützen sie jedoch die Armee. Eine Distanz zwischen Armee und Friedensbewegung, wie in der Bundesrepublik, ist ihnen unbekannt. Friedlich, aber nicht wehrlos. Da wundert es nicht, dass Gedanken der völligen Entmilitarisierung, Forderungen nach einer Bundesrepublik ohne Armee (BoA) oder gar nach einer Sozialen Verteidigung auf wenig Verständnis stoßen. „Wir arbeiten mit dem Staat eng zusammen, erklärt Sascha. „Dennoch sind wir unabhängig und finanzieren uns aus Spenden aus der Bevölkerung.“ Ohne gleich zu großen Wertungen zu kommen, nehmen wir diese Andersartigkeit erst einmal hin.

Und gleich geht es zum nächsten Thema: Afghanistan. „Das war ein großer Fehler,“ gibt Sascha freimütig zu. „Wir vom Friedenskomitee versuchen nun, den Angehörigen der Opfer auf unserer Seite zu helfen. Wir haben Spenden gesammelt und diese weitergegeben.“

„Aber sind die Wunden mit Geld zu heilen?“

„Nein, natürlich nicht. Die seelischen Wunden, die sind das eigentliche Problem.“ Sascha zuckt mit den Schultern. Was soll er dazu auch noch sagen.

Nach dem Frühstück fahren wir zu 2 Schulen. Die Nottulner Delegation teilt sich auf. Ich fahre zur Schule Nr. 43. Dort werden wir schon erwartet. Ein Programm ist ausgearbeitet. Doch zunächst zeigt man uns die Schule. Alles ist auf Hochglanz gebracht. Jeder Klassenraum wirkt aufgeräumt. Doch gemütlich sind sie. Das sieht man auf den ersten Blick. Wir betreten eine Klasse, in der 15jährige Mädchen aufmerksam Vertretern eines Kombinats zuhören. Es ist Friedensschulstunde. Eine feste Einrichtung in allen Schulen der Sowjetunion. Wir werden kurz vorgestellt. Die Schülerinnen, in schwarzer Uniform gekleidet erheben sich, und singen uns zu Ehren ein Lied. „Haben Sie auch noch Fragen?“ Die Lehrerin guckt uns erwartungsvoll an. Als uns spontan so schnell nichts einfällt, sind wir auch schon wieder draußen. Im Lehrerzimmer erwarten uns dann die Kollegen. Wir werden freundlich an den gedeckten Tisch gebeten. Ein Kinderchor betritt den Raum. Die Kinder singen deutsche Lieder. Danach singt der Musiklehrer zum Akkordeon russische Lieder. „Wir werden oft im Westen wegen unserer traurigen Lieder nicht verstanden,“ wirft er zwischendurch ein. „Aber Sie müssen einmal an der Wolga gewesen sein, dann können Sie uns verstehen. Die Lieder spiegeln unsere weite russische Seele wider.“

Die Zeit vergeht. Um 14 Uhr werden wir von Jürgen und Margret abgeholt. Ihr Schulbesuch verlief ganz anders, ohne Programm. Sie setzten sich mit Schülern zusammen. Nach einer anfänglichen Unsicherheit auf beiden Seiten kam ein lockeres interessantes Gespräch zustande. Die Vereinigung der beiden deutschen Staaten, die Schulen in der Bundesrepublik, das Freizeitverhalten der deutschen Jugendlichen und Musik. Über alles wurde geredet.

Nachmittags fahren wir dann nach Orjol, eine Stadt von der Größe Kursks, ca. 150 km entfernt. Zunächst scheuen wir die 3stündige Fahrt. Doch sie vergeht im Flug. Unsere Gastgeber haben eine Gitarre mitgebracht. Sie wandert hin und her: 3 russische Lieder, 3 deutsche Lieder. Die Atmosphäre wird zunehmend locker. Nähe stellt sich ein. Lieder verbinden, überbrücken Nationen.

In Orjol werden wir vom dortigen Friedenskomitee herzlich empfangen. Auch hier sind 2 Gäste aus der Bundesrepublik. Organisiert ist eine Friedensfahrt mit drei großen Schiffen auf den dortigen Fluss. Dazu wurden Kinder eingeladen. Wir verteilen uns auf die Schiffe. Gespräche sollen so erleichtert werden. Doch es kommt anders. Die Kinder unterhalten sich und spielen, wie Kinder nun mal sind. Dafür gesellen sich die Dolmetscher zu uns. Interessante Gespräche entwickeln sich. Ich lerne einen jungen Mann kennen. Er studierte Pädagogik, legte von 8 Jahren sein Examen ab. In den Schuldienst kam er nicht. Er war und ist nicht Mitglied der KPdSU. Nur eine nicht-kommunistische Zukunft kann er sich für sein Land als Perspektive denken. Wie er über die Golfkrise denkt, will ich später wissen. Ein wenig unsicher grinst er. „Die Golfkrise ist nicht mein Thema. Mich interessiert, wie ich morgen etwas zu essen bekommen, ob ich morgen eine Arbeit habe.“

Die Schiffe legen wieder an. Von einer „Friedensfahrt“ war nicht viel zu spüren. Eher ein kurzer Ausflug. Hier wird deutlich: Die vielen Friedensaktionen sind zum Teil sehr stark ritualisiert. Dass eine Wirkung, eine echte friedenserzieherische Wirkung auf die Kinder und auf uns haben, bezweifle ich.

Wir gehen alle in ein Restaurant. Wieder ist der Tisch reichhaltig gedeckt. Hier scheint es Versorgungsengpässe nicht zu geben. Sascha beugt sich zu mir: „Es gibt in der Sowjetunion 2 große Probleme: 1. die mangelnde Versorgung mit Lebensmitteln, 2. dass alle Menschen Übergewicht haben.“ Er wartet meine Reaktion ab. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll.

Um 22 Uhr brechen wir wieder nach Kursk auf.

Sonntag, 2.9.1990

Morgens steht eine Stadtrundfahrt auf dem Programm. Wir besuchen eine Kathedrale. Es herrscht großer Andrang. Ein Brautpaar lässt sich vom Erzbischof persönlich trauen. Danach folgt schon das nächste. Wir besuchen die Gedenkstätte für die Opfer des 2. Weltkrieges. Gerade Kursk hat sehr gelitten. Hier fand die größte Panzerschlacht dieses Krieges statt. 1500 solcher Ungetüme nahmen daran teil. 50 Tage und Nächte war Kursk umkämpft. Es gab nicht einen Quadratmeter, der nicht mit Trümmern bedeckt war. Den Rest besorgte die deutsche Luftwaffe. Zu 80 % lag diese Stadt in Schutt und Asche. Zum 40. Jahrestag der Befreiung errichtete die Bürger der Stadt in Eigenregie diese riesige Gedenkstätte. Stumm legen wir dort Blumen nieder.

Schon geht es weiter. Wir besuchen das Heimatmuseum. Die gesamte russische Geschichte entfaltet sich uns. Die Herrschaft der Zaren, die Revolution, Stalin, der 2. Weltkrieg, der Wiederaufbau. Ein großes Gemälde zeigt noch einmal die Panzerschlacht: Verwüstung, Blut, Tod. In einem Prospekt der Stadt Kursk wird diese Episode besonders hervorgehoben: Es war die beste Operation des 2. Weltkrieges. Für wen? Für die vielen jungen Deutschen und Russen, die in diese Schlacht geschickt wurden und dort elendig krepiereten? Die faschistischen Horden seien damit zurückgeschlagen worden. Bedenkt man die vielen Grausamkeiten, die auf deutscher Seite begangen wurden, nicht von der berüchtigten SS, fast möchte man dieser Begrifflichkeit zustimmen. Aber dann denke ich an meinen Onkel, der hier am Russlandfeldzug teilnahm. Alle seine Feldbriefe habe ich gelesen. Nein, ein Faschist war er nicht, auch nicht ein Herdentier. Eher ein fast noch kleiner Junge, betrogen und belogen. Doch dieses Differenzieren zu verlangen, geht wohl zu weit.

Wir erreichen das Ende des Museum, werden plötzlich auf einen kleinen Raum aufmerksam, der er seit kurzem eingerichtet sein muss. Selbst unsere Dolmetscherin Galina, die viele Touristen durch die Stadt führt, kennt ihn noch nicht. Das erste, was mir auffällt, sind 5 Gewehrläufe, die von der Wand auf uns gerichtet sind. Darüber ein großes Zitat: „Das Leben ist schön!“ Darunter in kleinen Buchstaben: „Wir haben Dir so sehr geglaubt, Genosse Stalin.“ Man beginnt vorsichtig, den Stalinismus aufzuarbeiten. Ganz vorsichtig. Die Art und Weise erinnert mich an die Anfänge der Aufarbeitung des Nationalsozialismus in der Bundesrepublik. Die Verantwortung für die vielen Verbrechen des Stalinismus wird allein auf die Person Stalins projiziert. Noch. Und: Wir haben davon wirklich nichts gewusst. Bis in die Wortwahl hinein: Ähnlichkeiten. Wir stoßen auf ein Plakat. Ein Riss geht durch Stalins Kopf. Auf der einen Seite: der grausame Diktator, auf der anderen: der große Feldherr, der die Sowjetunion siegreich in den Großen Vaterländischen Krieg führte. Gerade die alten Menschen in der Sowjetunion leiden an der Aufdeckung der stalinistischen Vergangenheit. Sie haben fast ihr ganzes Leben in diesem System verbracht, dafür gearbeitet, dafür gelebt. Sie fühlen sich belogen, um ihr Leben betrogen.

Nach dem Mittagessen fahren wir mit einer Familie hinaus ins Grüne. Picknick im Freien. Wir grillen. Für eine Stunde setze ich mich von der lustigen Gesellschaft ab, gehe allein am Fluss spazieren. Ich genieße die weite russische Landschaft, ein wenig hügelig, kaum Wälder. Auf einem Stein finde ich einen kleinen Ruheplatz. Ich schließe die Augen... Die Stille wird jäh durchbrochen. Panzerketten dröhnen. Granaten schlagen ein. MG's rattern. Die wunderschöne Landschaft - noch gerade so genossen - verwandelt sich in ein Aufmarschfeld. Deutsche Soldaten stürmen voran, nehmen in Besitz, zerstören. Aus vielen Filmen sind diese Bilder bekannt - und mir aus den „Feldbriefen“ meines Onkels. Alle habe ich sie gelesen. Erst 1948 kehrte er aus russischer Gefangenschaft heim. Als er - kaum erkannt vor dem Hause seiner Mutter steht, war sein erster Satz: „Fragt mich alles, aber fragt mich nie nach Russland!“

Von weitem ruft plötzlich jemand meinen Namen. Ich öffne die Augen, atme tief durch. Um mich herum wieder Gräser und Blumen - unzerstörte Landschaft. Die Zeit heilt Wunden. Alexander rief mich. Die Würstchen auf dem Grill sind gar.

Abends sitzen wir in der Wohnung von Alexander und Tatjana. Klar wird uns, warum wir in einem Hotel untergebracht werden müssen. 4 Personen müssen sich diese kleine Wohnung, 2 Zimmer, eine kleine Küche und Bad, teilen. Für Gäste bleibt kein Platz. Im Fernsehen verfolgen wir die Nachrichten. Die Bilder zeigen den Count-down für den nächsten großen Krieg, der unausweichlich scheint. Galina übersetzt: Mrs. Thatcher wird interviewt: „Ohne Militär gehen die Iraker aus Kuwait nicht heraus.“ Über die Reise des UN-Sekretärs in den Irak wird berichtet. Er selbst erklärt seine Mission für gescheitert. Präsident Bush spricht: „Auf dem Gipfel mit Staatspräsident Gorbatschow werden wir alle wichtigen Fragen der internationalen Politik erörtern.“ In Frankreich trifft sich Staatspräsident Mitterand mit der Opposition. Die gemeinsame Route für den Ernstfall wird abgeklärt: Burgfrieden! Dann Bilder von amerikanischen Soldaten. Reservisten werden eingezogen. Die Mobilmachung läuft auf Hochtouren. In einer Fabrik werden am Fließband Gewehrpatronen hergestellt. Also auch hier: Die Medien auch in der Sowjetunion stellen ihre Zuschauer auf den großen Tag ein.

Montag, 3.9.1990

Am Montagmorgen: Empfang im Haus des sowjetischen Friedenskomitees Kursk. Als wir das Gebäude betreten, warten schon auf uns eine Riehe gut gekleideter Damen und Herren. Doch die Medien haben den Vortritt. Die Presse fotografiert die Gäste aus der fernen Bundesrepublik, das Radio verlangt ein Interview, die Fernsehkamera läuft.

Der Empfang beginnt. Valentina, die stellvertretende Vorsitzende des Komitees, begrüßt uns offiziell: Von Freundschaft und Völkerverständigung ist die Rede. Ich erwidere im Namen unserer Delegation: „Wir möchten Sie kennenlernen. Die Entspannungspolitik zwischen den Völkern muss durch die Freundschaft der Menschen von unten ergänzt und getragen werden.“ Die Fragerunde ist eröffnet. Unsere erste Frage - wie sollte es anders sein - gilt der Vergangenheit. Kriegsveteranen sitzen am Tisch: „Können Sie vergessen? Können Sie verzeihen?“ Ein kleiner Mann steht auf, atmet kurz durch und beginnt: „Ich habe viel Blut gesehen, viele Verbrechen, von deutschen Soldaten begangen. Es war ein schrecklicher Krieg. Auch von russischer Seite wurde Ihrem Volk viel Leid angetan. Nun, vergessen werde ich nie. Aber ich hege keinen Hass mehr. Und das ist für mich sehr viel. Bestellen Sie das den Männern in Ihrer Stadt, die damals auf deutscher Seite kämpften. Wir reichen Ihnen die Hand, aber es fällt uns noch sehr, sehr schwer.“

Olga, der jüngeren Generation angehörig, die eigentlich während unserer Reise nur selten die Vergangenheit anspricht, ergänzt: „Erst gestern erfuhren wir, dass unser Onkel in Ostpreußen gefallen ist und dort begraben liegt. Mein Opa starb in der Kursker Schlacht. Als Kind sah ich, wie meine Tante von Deutschen erschossen wurde. Das Haus meiner Cousine wurde von der Wehrmacht beschlagnahmt. Ein Militärstab fand dort Unterschlupf. Verstehen Sie? So ist es in vielen Familien.“

Wir verstehen.

Dann geht es um aktuelle Probleme: „In 5 Jahren existiert die Sowjetunion in der derzeitigen Form nicht mehr. In 5 Jahren spielt die KPdSU kaum noch eine Rolle.“ Das sitzt. Aufgeregte Diskussionen zwischen den Mitgliedern des Friedenskomitees - auf Russisch. Dann eine Antwort - für uns übersetzt: „Sie mögen recht haben. Wir haben große Probleme: 1. Wie soll unser Staat in Zukunft aussehen? Eine Föderation? Ein Staatenbund? 2. Welche Entwicklung hat die Wirtschaft zu nehmen? Reine Marktwirtschaft? Gelenkte Marktwirtschaft? Gibt es vielleicht doch den dritten Weg? 3. Wie geht es mit unserer Partei weiter? Welche Rolle soll sie in der Gesellschaft spielen? Schlüssige Antworten auf diese Fragen haben wir nicht.“

Eine andere Antwort: „Wir haben nie einen kommunistischen Staat gehabt und werden ihn nie haben. Lasst uns einen Staat bauen auf der Grundlage des Humanismus.“ Das sagt einer, der schon lange Jahre Mitglied der KPdSU ist.

Pause.

Margret hat eine westfälische Spezialität mitgebracht: Schwarzbrot mit Schinken. Ein Hauch von Münsterländer Atmosphäre. „Haben Sie Kinder?“, will eine Frau wissen. Ich reiche ihr die Fotos meiner Kinder. Bilder von ihrer Familie kommen zurück. Diese Mischung aus offiziellen politischen

Gesprächen und sehr persönlichen Begegnungen, aus Diskussion und sehr viel Nähe - sie spiegelt gut das Gesamtbild unserer Reise wider.

Und weiter geht es mit dem politischen Gespräch: Die deutsche Vereinigung steht zur Diskussion...

Nach 3 Stunden der Abschied.

Besonders herzlich drücke ich dem kleinen Veteranen die Hand. Nikolai heißt er. Ich überreiche ihm eine kleines Geschenk: Eine Feldpost meines Onkels aus Russland an seine Schwester. Ich lese ihm den Brief vor. Meine Traurigkeit kann ich kaum verstecken.

Nachmittags steht Kultur auf dem Programm. Wir besichtigen ein Schloss, das jetzt als Sanatorium der KPdSU fungiert. Auf dem Weg dorthin diskutieren wir mit Alexander Gusev über Tschernobyl. Alexander ist Direktor eines ökologischen Institutes in Kursk.

500 km ist der Katastrophenort von hier entfernt. Während der ganzen Fahrt zum Schloss hält der Wissenschaftler einen Geigerzähler in seiner Hand, zeigt immer wieder auf den kleinen Zeiger: „Erhöhte Werte gibt es hier nicht,“ bemüht sich Alexander uns zu beruhigen. Natürlich stehe er - wie viele Menschen in Kursk - der Kernenergie skeptisch gegenüber: Sie muss überwunden werden!“ Nur wie - das weiß er auch nicht. Uns fällt die große Gläubigkeit an die Wissenschaft auf. Skepsis hält er hier nicht für angebracht. Dennoch verbindet die grundsätzlich Ablehnung der Kernenergie.

Im Sanatorium wartet nach der Besichtigung wieder ein reichhaltig gedeckter Abendessentisch auf uns. Trinksprüche begleiten uns. Wir sollen von unserer Friedensarbeit erzählen. Man hört aufmerksam zu. Bei der „BoA“-Kampagne allerdings gucken uns ungläubige Gesichter an. Ganz abrüsten? Und wie soll eine Sicherheitspolitik ganz ohne Armee funktionieren? Hinweise auf Soziale Verteidigung und internationale Vertragssysteme können nicht überzeugen: „Zwischen Stalin und Hitler gab es auch einen Nichtangriffspakt,“ wirft Valentina zynisch ein. Nein, auf die Rote Armee lassen diese Friedensleute des Komitees nichts kommen. Abrüstung, kontrolliert und international vertraglich abgesichert, dafür setzen sie sich ein, engagieren sich für Völkerverständigung. Aber die Rote Armee ganz abschaffen. „Was wäre passiert, wenn die Rote Armee nicht im Süden unserer Union gegen die rivalisierenden Völker vorgegangen wäre?“ Wir passen zunächst einmal, treten den Rückzug an: „Eine Bundesrepublik ohne Armee“, das ist eine provozierende Aktion, die Diskussionen über eine Entmilitarisierung auslösen soll. Fertige Konzepte dafür haben wir auch noch nicht. Aber wir wollen, dass zumindest mal die Möglichkeit einer Welt ohne Armeen gedacht und diskutiert wird. Dieses Ziel verfolgen wir doch.“ Vielleicht können mal unsere Kinder ohne Waffendrohungen friedlich mit- und nebeneinanderleben.“ Hier stimmen unsere Gastgeber wieder mit uns ein. Es wird das Glas erhoben.

Dienstag, 4.9.

Im Mittelpunkt dieses Tages steht der Besuch beim Erzbischof von Kursk und Belgorod. Während des Empfangs im Sowjetischen Friedenskomitee - seine Exzellenz ist selbst Mitglied des Komitees - sprach

die Einladung zu einem Privatbesuch in sein Haus aus. Jetzt stehen wir vor der Tür. Der Bischof bittet uns herein, heißt uns herzlich willkommen. Zuerst zeigt er uns seinen Arbeitsplatz, dann lädt er uns zum Tee ein. Als wir das Wohnzimmer betreten, strahlt uns ein fürstlich gedeckter Tisch entgegen. Tausende von Köstlichkeiten - liebevoll zubereitet - sind für uns zubereitet worden. Jeder Teller ist umrandet von einer Gläsergalerie: Wein, Wasser, Bier, Wodka werden kredenzt. Das Gespräch enttäuscht uns: Erhofft hatten wir von dem kirchlichen Würdenträger, seine Einschätzung der politischen Situation und Entwicklung zu erfahren, hatte gedacht, dass wir hier mal andere Aspekte der Politik der Sowjetunion serviert bekommen. Doch wie viele auch seiner deutschen Berufskollegen predigt der Bischof. Er legt uns den christlichen Friedensbegriff nahe: „Wir sind alle Menschen. Das zählt. Uns interessiert nicht, ob einer Jude, Christ, Kommunist, Schwarzer oder Weißer ist. Wichtig ist, ob er ein guter oder ein schlechter Mensch ist.“ So einfach kann das sein. Wenn doch alle Menschen so dächten!

Aufmerksam hören wir zu, als er seine Geschichte erzählt. Sein Vater wurde ein Opfer des Stalinismus. Die Kirchen konnten nur unter großen Repressalien weiter existieren. Jetzt - im Zeichen der Perestroika - werden ihm wöchentlich eine Kirche vom Staat zurückgegeben - marode und verfallen. Die Kultur des Kommunismus. Wie sie restauriert werden können? Der Bischof hat darauf auch keine Antwort. Es wird viel Geld kosten. Mit einem Videofilm zeigt uns der Bischof sein Paradepony: ein Kloster, der derzeit wiederaufgebaut wird. Beim Abschied werden Geschenke ausgetauscht. Schnell noch ein Bild für die heimische Zeitung. Das glaubt uns in Nottuln sonst niemand. Erst recht nicht der katholische Dechant. Unsere heiß erkämpfte Einzelfreizeit beginnt. Ohne Dolmetscher, ohne Gastgeber können wir durch Kursk gehen. Wir sind gespannt, wie wir - allein auf uns gestellt in dieser fremden Stadt fertigwerden.

Wo gehen Touristen zunächst hin: natürlich ins Kaufhaus. Erwartet hatten wir leere Regale. Reges Treiben erwartet uns. Klar, verglichen mit westlicher Konsumhalle gibt es hier wenig. Dennoch erhält man alles, was zum täglichen Leben gehört: Lebensmittel, Kleidung, Elektronik. Nun ja, ein wenig interessanter hätte das Out-fit der Ladentheken sein können. Aber jegliches Fehlen von Reklameduselei hat auch eine angenehme Seite.

Nach einem kurzen Bummel besuchen wir ein Restaurant. Dort verbringen wir - gut gelaunt und zum Schluss von reichlich Wodka leicht benebelt - den Abend. Eine Musikkapelle spielt. Es wird ausgelassen getanzt. An einem Nachbartisch sitzt eine Gruppe junger Leute. Ein Mädchen fällt mir auf. Wenn die Musik zum Tanz ruft, bleibt sie sitzen, wirkt fast traurig. Ich fasse Mut, nehme das Wörterbuch und gehe zu ihr. „Möchten Sie mit mir tanzen?“ Diese Zeile - im Wörterbuch unter der Rubrik „Geselligkeit und Flirt“ zu finden - halte ich ihr vorsichtig hin. Ein fragender Blick dazu. Sie nickt. Ich hätt' es nicht geglaubt. Auf den Weg zur Tanzfläche nimmt sie meine Hand. Einmal ein russisches Mädchen in meine Arme schließen. Meine „weite russische Seele“ ist gerührt.

Auf dem Heimweg zum Hotel muss ich an die Jugendbrigade im Trikotagen-Kombinat denken, die hier morgens besuchten. Die jungen Leute zeigten uns ihren Arbeitsplatz und sprachen über ihre Freizeit. Aufmerksamkeit erregte bei uns, dass viele Jugendbrigaden - als Arbeitseinheiten in den Betrieben - gefallene Soldaten des 2. Weltkrieges zu ihren Mitgliedern zählen. Jede Brigade wählt sich ihren „Held“, recherchiert genau seine Geschichte, nimmt Kontakt mit der Familie auf und - das erstaunlichste - arbeitet für diesen Toten mit. Das Geld, das so mehr verdient wird, wird dem Friedenskomitee zur Verfügung gestellt. Eine Idee und Einstellung, die ungewöhnlich ist.

Mittwoch, 5.9.

Wir fahren zu unserer letzten Veranstaltung. Die Gewerkschaften haben uns eingeladen. In einem großen Saal sitzen Bibliothekarinnen, die derzeit im Haus der Gewerkschaften einen Kurs belegen. Mit großer Herzlichkeit werden wir begrüßt. Ein reges Gespräch entwickelt sich: wirtschaftliche Probleme, Situation der Gewerkschaften, Jugend in der Bundesrepublik. Still wird es, als Margret ihren Lebensweg und somit auch ein Stück Frauenproblematik in der Bundesrepublik erzählt. Jürgen muss unbedingt über die Gründung seines Handwerksbetriebes berichten. Zwischendurch Musik. In Trachten gekleidete Frauen tragen russische Volkslieder vor. Natürlich erwidern wir: Marmor, Stein und Eisen bricht. Eine kleine Frau erhebt sich. Gemeinsam singen wir ein russisches Liebeslied, dessen Melodie um die Welt ging.

Am Abend dann der Abschied. Noch auf dem Bahnhof singen wir gemeinsam, freuen uns, Freundschaften sind geschlossen. Der Zug nach Moskau rollt ein. Valentina und Alexander fahren mit.

Donnerstag, 6.9. und Freitag, 7.9.

Moskau hält ein umfangreiches Programm für uns bereit. Der Tag beginnt mit einer großen Diskussionsrunde. Prominente aus der Sowjetunion und aus Deutschland sitzen auf dem Podium. Alle wesentlichen Themen der vergangenen Tage werden hier noch einmal diskutiert. Beeindruckend der Abend. Der berühmte russische Schriftsteller Tschingis Aitmatow hat sich für 2 Stunden Zeit genommen, um mit der deutschen Delegation zu sprechen. Bedächtig und gewählt redet er und interpretiert die gegenwärtige Entwicklung seines Landes:

„Freiheit setzt riesige Kräfte frei, auch negative!“

„Unser öffentliches Leben ist nun recht kompliziert geworden. Wir erleben verdammt schwierige Zeiten.“

„Auch Deutschland steht vor schwierigen Zeiten. Unsere Perestroika ist die Vorfliegerin einer neuen Entwicklung, die auch in Deutschland und Europa greifen wird. Das neue Denken wird auch Ihr Land ergreifen. Die Wiege dieses Prozesses steht hier.“

„Wir haben den Krieg zwar gewonnen, aber die Blüten des Sieges haben keine Früchte für uns gebracht. Die Konsequenz für uns: Die Besiegten haben den Totalitarismus überwunden und damit den Grundstein für Wohlergehen gelegt.“

Nach dem Vortrag wird die Runde freigegeben. Ein alter Mann tritt auf, obdachlos, verwaorlost, ohne Arbeit und Pass. „Wer hilft mir?“ brüllt er verzweifelt. „Ich war in den stalinistischen Lagern.“ Die

Organisatoren des Friedenskomitees werden nervös. Sie wollen „diese Störung nicht hinnehmen, versuchen ihn zu beruhigen und - wie gewohnt? - ruhigzustellen. Aitmatow interveniert: „Er darf weiterreden! Ich will ihn hören!“ Der Mann erzählt sein persönliches Schicksal. Der Schriftsteller hört aufmerksam zu. Zum Ende bietet er als Volksdeputierter seine Hilfe an. Dann wendet er sich an die Diskussionsrunde, versucht Verständnis für diesen Mann zu wecken. „Die Fehler und die Unmenschlichkeit des Systems zeigt sich in diesem Mann. Bitte verstehen Sie ihn!“

Ein Teilnehmer der Diskussion weist später auf den Konflikt zwischen den Teilrepubliken und Moskau hin, kritisiert die Rolle der Zentralgewalt. Aitmatow lässt diese Kritik zu, interpretiert sie jedoch auf seine Weise: „Meine Lieben, Ihr habt die Basis gesucht und gefunden und seid jetzt auch in den Strudel der politischen Leidenschaften. Wir dürfen aber diesen Leidenschaften nicht erliegen, sondern Integration ist notwendig ... Das gemeinsame Zusammenleben mit einer gemeinsamen Infrastruktur darf nicht völlig zerstört werden.“

Auf dem Rückweg von diesem Abend ist Kritik zu hören. „Nichts Konkretes!“ „Nur allgemeines Geplänkel!“ Vergessen werden darf nicht: Der Schriftsteller Aitmatow ist momentan Politiker. Er gehört dem Präsidialrat Gorbatschows an. Hüten wird er sich, konkrete politische Meinungen gar noch zu so konflikträchtigen Themen wie der Zukunft der Sowjetunion im Rahmen einer Diskussionsveranstaltung mit einer kleinen deutschen Delegation zu verkünden. Indirekt bat er dafür auch um Verständnis: „Glauben Sie mir, wenn wir unter uns sind, dass fliegen die Fetzen!“

Der letzte Tag der Reise beginnt mit einem ökumenischen Gottesdienst im Kloster Swjato-Danilowski, dem Sitz des Patriarchen Alexi, Oberster Kirchenmann der russisch-orthodoxen Kirche. In der Predigt - gehalten von einem Delegationsteilnehmer - wird auf den gleichen Ursprung aller Menschen und Völker hingewiesen: „Sehen wir durch das Erkennen der Unterschiede das Gemeinsame!“

Am Grab des Unbekannten Soldaten legen wir Blumen nieder. Die ältere Generation der bundesdeutschen Delegation führt uns dabei an, allen voran ein Mann, der im Krieg in Russland ein Bein verlor: „Die vielen Toten sind uns eine ewige Mahnung!“

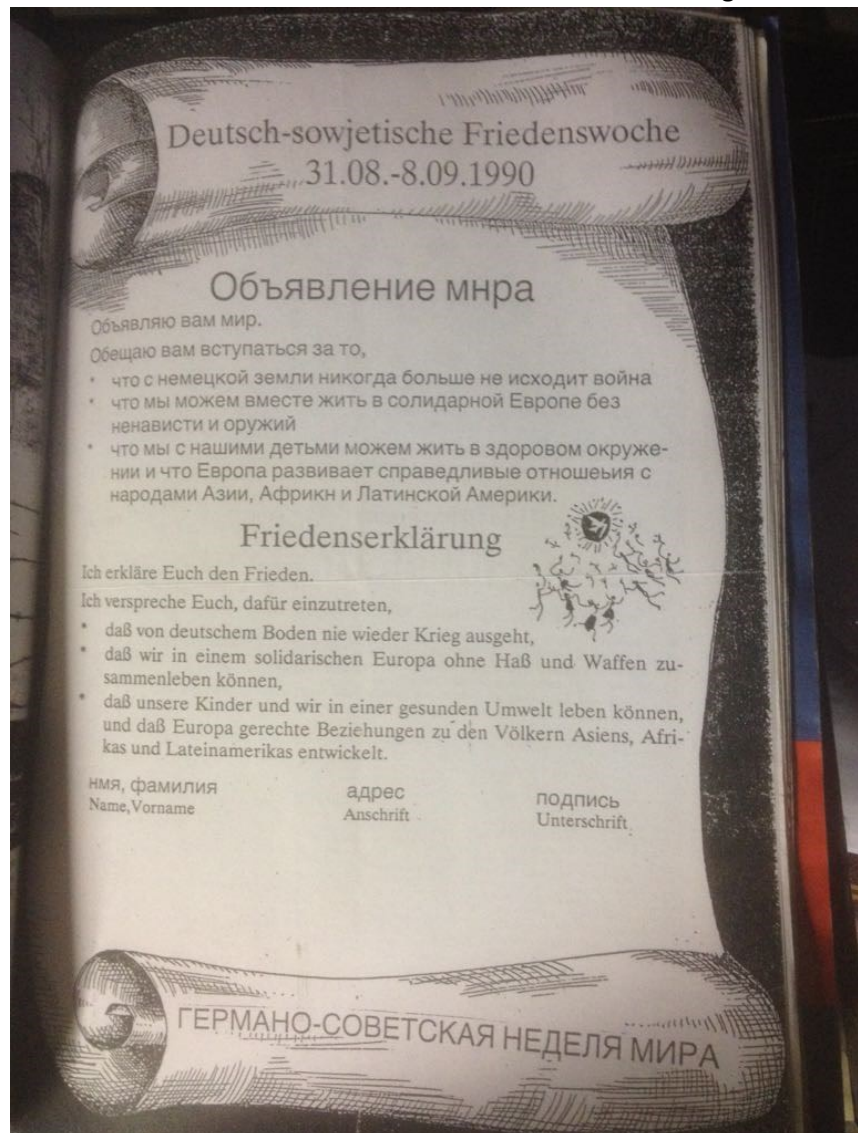
Politischer Höhepunkt in Moskau: der Empfang im Kreml. Im Präsidialamt des Obersten Sowjet begrüßt und Laptew, Vorsitzender der Kammer der Union im Obersten Sowjet: „Willkommen im Herzen der Sowjetunion!“ Eine Stimmung von Ehrfurcht machte sich beim Betreten des Gebäudes breit, die breiten Treppen, die ausgerollten Teppiche, die Weite der Räume und Flure trugen dazu bei. Fast 2 Stunden nimmt sich Laptew Zeit, ein 3/4 Stunde länger als geplant. So ist das eben bei wichtigen Gesprächsterminen mit ausländischen Gästen. „Die Atmosphäre war sehr entspannt und freundschaftlich. Wir haben über alle wichtigen Fragen der bilateralen Beziehungen gesprochen. Höhepunkt war die Übergabe des von den Menschen unserer beider Staaten ausgearbeiteten Friedensvertrages...“ So ähnlich würde sich unsere Stellungnahme vor laufenden Kameras im Anschluss an diesem „Staatsbesuch“ ausfallen, um sie live über die Tagesschau in bundesdeutsche Wohnzimmer zu senden. Nur - außer 3 Fotografen waren die Medien nicht vorhanden. Alles hat sein Ordnung und seine Dimension.

Auf der Fahrt in den Kreml sitze ich neben einer älteren Frau. Sie wirkt sehr aufgeregt. Nach zwei Sätzen verstehe ich sie gut: „Ich wusste doch, was auf mich zukommt! Warum musste ich weinen, einfach losheulen?“ Die Blumenniederlegung am Grab des Unbekannten Soldaten hat sie aufgelöst. Ich finde, sie hat allen Grund aufgeregt zu sein, hat sicher viele Gründe, auch zu weinen.

Überrascht zeigt sie sich davon, dass so viele junge Leute mit in die Sowjetunion gefahren sind, so viele junge Menschen dieses geschichtsträchtige Programm nicht nur erledigen, sondern mitleben. „Sie haben es doch nicht erlebt.“ Und sie beginnt vom Krieg zu erzählen: „Wir haben ständig morgens an den Fenstern gehangen, die Finger in die Gardinen gekrallt und auf den Briefträger gewartet - und gehofft, dass er vorbeigeht.“ Die Nachrichten aus dem 'Feld der Ehre' waren grausam. Mir fällt ein Bild von Kaschnitz ein: eine Mutter, die erfährt, dass ihr Sohn gefallen ist, schieres Entsetzen!

Die letzte Mitternacht erleben wir auf dem Roten Platz. Was für eine Atmosphäre. Um 24 Uhr: Wachablösung vor dem Lenin-Mausoleum. Im Stechschritt kommt die neue Wache. Im Stechschritt verlässt die alte den Roten Platz. Bald, schon bald wird diese Tradition in das Museum der Geschichte verschwinden. Gott sei Dank. Und bald schon wird auch Lenin seine letzte Ruhe finden - möglich auf dem Zentralfriedhof. Er hat seine Schuldigkeit getan. Das neue Denken und die neue Gesellschaft bedarf seine zur Festigung ihrer Ideologie nicht mehr. Ruhe sanft!

Die Nacht ist kurz. Früh am anderen Morgen werden wir geweckt. Es geht zum Flughafen. Die Maschine startet. Noch einmal werfe ich einen Blick zurück auf die große Stadt, auf das große Land. Ich bin ganz sicher: Vergessen werde ich diese Reise nie und – ich werde wiederkommen.



Robert Hülsbusch

Eine Erklärung von Bürgerinnen und Bürger über die Grenzen zwischen Ost und West hinweg:

Wir wollen miteinander und nicht gegeneinander leben.
Es gibt viel mehr, was uns verbindet, als uns trennt

5 . „Wir erklären den ... Frieden!“ Gemeinsame Sicherheit in Europa

Wir erklären, dass wir niemals mit Waffen und Gewalt gegeneinander agieren werden.

- Wir wenden uns entschieden gegen eine neue zunehmende Konfrontations- und Aufrüstungspolitik zwischen Ost und West.
- Wir treten dafür ein, dass das Wettrüsten gestoppt und Rüstung und Militär zunehmend abgebaut werden.
- Wir treten dafür ein, dass alle Diplomatiekanäle genutzt werden, um Krisen und Konflikte friedlich zu regeln und zu lösen, bereits im Vorfeld und präventiv.
- Wir treten dafür ein, dass Sicherheit in Europa gemeinsam, miteinander und nur mit friedlichen Mitteln hergestellt wird.

Wir werden jeweils in unseren Ländern aktiv und fordern unsere Regierungen auf, in diesem Sinne eine neue Politik der Entspannung einzuleiten.

Vorname + Name, Ort, Staat/Land und Unterschrift

1. Robert Hülsbusch, Nottuln. Deutschland
2.
3. ...
4. ...
5. ...
6. ...



Aufruf

6. Die Spirale der Gewalt beenden – für eine neue Friedens- und Entspannungspolitik jetzt!

Immer mehr setzen die NATO und Russland auf Abschreckung durch Aufrüstung und Drohungen gegeneinander statt auf gemeinsame Sicherheit durch vertrauens- und sicherheitsbildende Maßnahmen, Rüstungskontrolle und Abrüstung.

Sie missachten damit auch ihre Verpflichtungen zum Aufbau einer gesamteuropäischen Friedensordnung, zur Stärkung der Vereinten Nationen und zur friedlichen Beilegung von Streitfällen mit einer obligatorischen Schlichtung durch eine Drittpartei, die die Staatschefs Europas und Nordamerikas vor 25 Jahren in der "Charta von Paris"*) feierlich unterschrieben haben. Seitdem ist mühsam aufgebautes Vertrauen zerstört, und die friedliche Lösung der Krisen und Konflikte erschwert worden.

Ohne Zusammenarbeit mit Russland drohen weitere Konfrontation und ein neues Wettrüsten, die Eskalation des Ukraine-Konflikts, und noch mehr Terror und Kriege im Nahen Osten, die Millionen Menschen in die Flucht treiben. Europäische Sicherheit wird – trotz aller politischen Differenzen über die Einschätzung des jeweils anderen inneren Regimes – nicht ohne oder gar gegen, sondern nur gemeinsam mit Russland möglich sein.

Das ist die zentrale Lehre aus den Erfahrungen mit der Entspannungspolitik seit den 60er Jahren, namentlich der westdeutschen Bundesregierung unter Willy Brandt. Er erhielt dafür 1971 den Friedensnobelpreis mit der Begründung des Nobelkomitees, er habe „die Hand zur Versöhnung zwischen alten Feindländern ausgestreckt“. Niemand konnte damals wissen, dass kaum zwanzig Jahre später der friedliche Fall der Berliner Mauer und des „Eisernen Vorhangs“ in Europa einen Neuanfang ermöglichen würden, nicht zuletzt ein Ergebnis der von Willy Brandt durchgesetzten und danach fortgesetzten Entspannungspolitik!

Der Ausweg aus der Sackgasse der Konfrontation führt auch heute nur über Kooperation, durch Verständigung mit vermeintlichen „Feindländern“!

Anfang 2009, zum Amtsantritt von Präsident Obama, mahnte der „Architekt der Entspannungspolitik“, Egon Bahr, gemeinsam mit Helmut Schmidt, Richard von Weizsäcker und Hans Dietrich Genscher, in einem Appell für eine atomwaffenfreie Welt: „Das Schlüsselwort unseres Jahrhunderts heißt Zusammenarbeit. Kein globales Problem ist durch Konfrontation oder durch den Einsatz militärischer Macht zu lösen“.

Ähnliche Aufrufe von „Elder Statesmen“ gab es in anderen Ländern. Im Bundestag einigten sich im März 2010 Union, SPD, FDP und Bündnis 90/Die Grünen auf einen gemeinsamen Antrag (17/1159), der unter anderem den „Abzug der US-Atomwaffen aus Deutschland“ forderte. Angesichts der Eskalation der Ukraine-Krise und zur Unterstützung von „Minsk 2“ wuchs Anfang 2015 auch in den Parteien die Forderung nach einer „neuen Entspannungspolitik“.

Egon Bahr und andere machten immer wieder Vorschläge zur Entschärfung bzw. Lösung der aktuellen Konflikte mit Methoden der Entspannungspolitik. Zahlreiche, teils prominente Bürgerinnen und Bürger engagierten sich mit Erklärungen und Aufrufen. In einer gemeinsamen Erklärung fordern VertreterInnen aus Kirchen, Wirtschaft, Politik und Zivilgesellschaft „eine neue Friedens- und Entspannungspolitik jetzt!“. Aber diese Aufrufe verhallten nahezu ungehört.

Heute ist die breite gesellschaftliche und parteiübergreifende Debatte über Entspannungspolitik notwendiger denn je, um zu helfen, die Konfrontation in Europa zu beenden und die europäischen Krisen zu bewältigen und – mit Nutzen für die ganze Welt – eine Zone gesamteuropäischer „gemeinsamer Sicherheit“ durch Zusammenarbeit aller Staaten von Vancouver bis Wladiwostok durchzusetzen.

Für die Initiative „Neue Entspannungspolitik jetzt!“ (Erläuterungen zur Person nur als Hintergrundinformation):

Julia Berghofer (Kordinatorin PNND Deutschland); Dr. Wolfgang Biermann (Politologe / ehemaliger Mitarbeiter von Prof. Egon Bahr); Prof. Dr. Peter Brandt (Historiker und Publizist); Frank Bsirske (Vorsitzender der Vereinigten Dienstleistungsgewerkschaft / ver.di); Dan Ellsberg (Autor / Vorstandsmitglied der Nuclear Age Peace Foundation; ehemaliger Beamter des State Department und des Pentagon; publizierte die ‚Pentagon Papers‘ über den Vietnam-Krieg); Ulrich Frey (aktiv in der Evangelischen Kirche im Rheinland für Friedensarbeit / langjährig aktiv in der Plattform Zivile Konfliktbearbeitung); Gregor Giersch (Organisation für Internationalen Dialog und Conflict Management IDC, Wien); Reiner Hoffmann (Vorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes / DGB); Andreas Metz (Leiter Presse und Kommunikation im Ost-Ausschuss der Deutschen Wirtschaft); Dr. Hans Misselwitz (Willy-Brandt-Kreis / Mitglied der SPD-Grundwertekommission); Jörg Pache (Historiker / Administrator der Homepage); Wiltrud Rösch-Metzler (Politologin / freie Journalistin / Bundesvorsitzende der katholischen Friedensbewegung Pax Christi); Prof. Dr. Götz Neuneck (Friedensforscher / Pugwash Conferences on Science and World Affairs); Prof. Dr. Konrad Raiser (Theologe / ehem. Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen); Rebecca Sharkey (Kordinatorin für ICAN / Großbritannien); Dr. Christine Schweitzer (Friedensforscherin / Co-Geschäftsführerin des Bundes für Soziale Verteidigung); Prof. Dr. Horst Teltschik (1983 bis 1990 Direktor und stellvertretender Stabschef des Bundeskanzleramts / 1999 bis 2008 Leiter der Münchner Sicherheitskonferenz); Alyn Ware (Internationaler Koordinator PNND / Parlamentarisches Netzwerk für Nukleare Abrüstung und Nichtverbreitung / Mitbegründer von UNFOLD ZERO); Dr. Christian Wipperfürth (Publizist / Associate Fellow der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik

/ DGAP); Gabriele Witt (Mitinitiatorin des Berliner Appells); Burkhard Zimmermann (Mitinitiator des Berliner Appells / für den Aufruf "Die Spirale der Gewalt beenden..." verantwortlich i.S. des Presserechts); Andreas Zumach (Publizist / beratendes Mitglied der Initiative)

Die Initiative wird fachlich beraten von Dr. Ute Finckh-Krämer (MdB / von 2005 bis 2015 Co-Vorsitzende des Bundes für Soziale Verteidigung), Xanthe Hall, IPPNW Deutschland), Martin Hinrichs (Politikwissenschaftler / Vorstandsmitglied von ICAN Deutschland), Prof. Dr. Götz Neuneck (Vereinigung deutscher Wissenschaftler (VDW) / Pugwash Conferences on Science and World Affairs), Hermann Vinke (Journalist und Autor / ehem. internationaler ARD-Hörfunkkorrespondent) und Andreas Zumach.

7. Ralf Becker: Das Szenario „Sicherheit neu denken – von der militärischen zur zivilen Sicherheitspolitik“

Entsprechend des Beschlusses unserer Landeskirche entwickelte eine bundesweit besetzte Arbeitsgruppe bis 2018 ein weitreichendes Friedens-Szenario für Deutschland, das auch als Anregung für ähnliche Szenario-Entwicklungen in anderen Ländern gedacht ist¹. Das Szenario „Sicherheit neu denken“ fand nach seiner Veröffentlichung so vielfältig positive Resonanz, dass es inzwischen in mehrere Sprachen übersetzt wurde².

Grundlage des Szenarios ist der Bericht der Bundesregierung zur Umsetzung des Aktionsplans „Zivile Krisenprävention, Konfliktlösung und Friedenskonsolidierung“ aus dem Jahr 2014. Das Szenario zeigt auf, wie die vielfältigen bereits bestehenden Ansätze für eine zivile Sicherheitspolitik zukünftig konsequent weiter ausgebaut werden könnten – und beschreibt dazu fünf Pfeiler ziviler Sicherheitspolitik:

1. Gerechter Wirtschafts- und Lebensstil
2. Nachhaltige Entwicklung der EU-Anrainerstaaten
3. Entwicklung einer globalen zivilen Sicherheitsarchitektur
4. Resiliente Demokratie
5. Konversion der Bundeswehr und der Rüstungsindustrie

Das Szenario empfiehlt die Aushandlung und Umsetzung einer Wirtschafts- und Sicherheitspartnerschaft mit Russland bzw. der Eurasischen Wirtschaftsunion (EAWU) sowie Entwicklungspartnerschaften mit der Arabischen Liga (LAS) und der Afrikanischen Union (AU). In die wirtschaftliche, ökologische und soziale Entwicklung dieser Staaten sind jährliche Investitionen in Höhe von 17 Mrd. Euro vorgesehen. Die UNO könnte bei einer Reduzierung unserer militärischen Sicherheitspolitik jährlich Beiträge in Höhe von 33 Mrd. Euro aus Deutschland erhalten – und damit im Vergleich zu heute wesentlich gestärkt und handlungsfähiger werden.

Alle Kirchen und Parteien in Deutschland sprechen sich seit langem für die Stärkung der UNO zur weltweiten Krisenprävention und Friedensvermittlung aus. In den letzten Jahren wurden die Friedenseinsätze der UNO aber sogar jedes Jahr vermindert. Der ordentliche Jahreshaushalt der UNO beträgt nur ca. 3 Mrd. Euro.

Für Friedensmissionen (aktuelles Jahresbudget ca. 6 Mrd. Euro) und die Versorgung von Geflüchteten sowie für die Weltklima- und das Welternährungsprogramm muss die UNO höhere Finanzierungsbeiträge ihrer Mitglieder immer erst erbitten – was im Krisenfall regelmäßig zu viel zu langsamen Reaktionen führt. Auch die Weltgesundheitsorganisation WHO leidet an mangelnder Finanzausstattung, wie die Covid19-Pandemie gezeigt hat.

Die Fokussierung unserer Außen- und Sicherheitspolitik auf Militär ist unvernünftig
Würde Deutschland jährlich statt 70 Mrd. Euro in die relativ unwirksame Bundeswehr (so das 2%-Ziel der NATO) wie im Szenario vorgeschlagen jährlich 33 Mrd. Euro in die UNO und ihre Institutionen investieren, wäre unserer Sicherheit und dem Frieden nachhaltig gedient – die UNO wäre auf einen Schlag viermal so wirksam wie bisher.

Inzwischen belegen zahlreiche wissenschaftliche Untersuchungen, dass die Wirksamkeit von Militäreinsätzen zur Erreichung politischer Ziele relativ gering ist – was ja auch jeder Laie in Afghanistan, Libyen und im Irak beobachten kann. Gemessen an ihrem Beitrag zur Erreichung

politischer Ziele ist die starke Fokussierung unserer Außen- und Sicherheitspolitik auf Militär unvernünftig, wie immer mehr internationale Studien zeigen, die auf der Webseite unserer Initiative zusammengetragen sind.³

Auf der anderen Seite beweisen internationale Studien inzwischen die Wirksamkeit doppelte Wirksamkeit gewaltfreien Widerstands im Vergleich zu gewaltvollen Aufständen und Aktionen.⁴ Daher plädiert das Szenario für eine weitere Mitgliedschaft Deutschlands in der NATO als zunehmend zivilem Akteur.

Eine Initiative mit breiter Wirkung

Seit 2019 formiert sich auf der Basis des badischen Szenarios eine bundesweite Initiative für eine nachhaltige deutsche Friedenspolitik. 30 deutsche und europäische Organisationen, darunter auch das Friedenspfarramt und der EAK der württembergischen sowie die AG Frieden der rheinischen Landeskirche, die katholische Friedensinitiative Pax Christi, die Ärzte zur Verhütung eines Atomkriegs und viele andere mehr, fordern aktiv einen Paradigmenwechsel der deutschen Politik in Richtung nachhaltiger Friedensgestaltung.⁵

2020 wurden bundesweit über 60 Multiplikator*innen ausgebildet – darunter 36 in Baden -, die sich monatlich in ihren Regionen digital zum Austausch und zur Vernetzung treffen. Immer mehr wissenschaftliche Forschungsinstitute kommen auf uns zu, an vielen Orten organisieren mehrere Organisationen in Kooperation Veranstaltungen zum Szenario. Auch führen inzwischen zehn Akademien Veranstaltungen zu Sicherheit neu denken durch, teilweise als mehrteilige Reihe⁶.

Die Synode der Evangelischen Kirche im Rheinland empfiehlt ihren Gemeinden, Kirchenkreisen, der Landeskirche und ihren Einrichtungen, die Impulse unserer Initiative "Sicherheit neu denken" aufzunehmen und ihren Beitritt zu unserer Initiative zu prüfen⁷.

Insgesamt erreichte das Szenario bis Ende 2020 in 170 öffentlichen Veranstaltungen über 7.400 Interessierte. Zahlreiche weitere Veranstaltungen sind geplant.⁸ Die FAZ⁹ berichtete ebenso wie der rbb¹⁰, ein Beitrag im Deutschlandfunk Kultur ist Anfang 2021 geplant. Die Münchner Sicherheitskonferenz führt einen öffentlichen Dialog mit uns¹¹, bei der Jahrestagung der Vereinigung Deutscher Wissenschaftler konnten wir das Szenario ebenso vorstellen wie inzwischen zahlreichen Verteidigungs- und sonstigen Politiker*innen des Deutschen Bundestags. 2019 wirkten an Studien- und Initiativtagen u.a. der Friedensbeauftragte der EKD, Renke Brahm, der heutige EKD-Militärbischof Bernhard Felmborg, die Vorsitzende des Fachverbandes Gewaltfreie Kommunikation sowie die beiden DDR-Pfarrer Heiko Lietz und Christoph Ziemer mit.¹²

Beim digitalen Sicherheit neu denken Jahrestreffen im Dezember 2020 mit 190 Teilnehmenden wirkten neben dem Ehrenpräsidenten des Club of Rome, Ernst U. von Weizsäcker u.a. Roman Huber, der Geschäftsführer von Mehr Demokratie, Beatrice Fihn, die Geschäftsführerin von ICAN International, Dr. med. Martin Herrmann, der Vorsitzende der Deutschen Allianz Klimawandel und Gesundheit sowie Hubert Heindl von der Friedensuniversität Afrika mit. 2021 wirkt unsere Initiative bei der Expertenberatung des vom Deutschen Bundestag geschaffenen Bürgerrats zur Rolle Deutschlands in der Welt mit¹³. Zudem ist ein großes Podium auf dem Ökumenischen Kirchentag zur Frage „Militäreinsätze als wirksames Mittel für den Frieden?“ geplant (*das noch unter Corona-Vorbehalt steht*).

Multiplikator*innen-Schulungen sind 2021 in Baden-Württemberg, Münster und Wittenberg geplant.¹⁴

Regionale Ansprechpartner*innen und prominente Unterstützung

Inzwischen gibt es sowohl bundesweite regionale Ansprechpartner*innen der Initiative¹⁵ als auch Youtube-Filme verschiedener Länge¹⁶. Mit dem Ehrenpräsidenten des Club of Rome, Ernst U. von Weizsäcker, Bischöfin i.R. Bärbel Warttenberg-Potter, unserem Landesbischof, Franz Alt sowie mehreren bekannten Künstlern unterstützen inzwischen auch zahlreiche Prominente unsere Initiative.

Der DGB-Vorsitzende Reiner Hoffmann hat folgendes Zitat für unsere Initiative zur Verfügung gestellt:

„Was wir brauchen, ist ein grundlegendes Umdenken. Was wir brauchen, ist ein erweitertes Sicherheitsverständnis. Ein Sicherheitsverständnis, in dessen Mittelpunkt der sozial gerechte Übergang in eine klimaneutrale Wirtschaft steht, das auf soziale statt auf militärische Sicherheit setzt, das auf Konfliktvermeidung und Krisenprävention setzt, das nicht immerzu neue Fluchtursachen erzeugt, sondern darauf abzielt, Fluchtursachen zu bekämpfen. Das bedeutet auch, dass wir ein Vielfaches der heutigen Ausgaben für Entwicklungszusammenarbeit und humanitäre Hilfe brauchen. Abrüsten statt Aufrüsten – daran führt kein Weg vorbei.“

Internationale Vernetzung

In den Niederlanden wird inzwischen nach dem badischen Vorbild ein ähnliches Szenario für die Niederlande entwickelt.¹⁷ In Großbritannien wirkt „Rethinking Security“ vergleichbar erfolgreich wie unsere deutsche Initiative¹⁸, auch in den USA gibt es ähnliche Aufbrüche.¹⁹

In Österreich wird der Versöhnungsbund 2021 seine Jahrestagung ebenso zu unserem Szenario abhalten. Der Schweizerische Friedensrat wird Sicherheit neu denken in den Mittelpunkt seiner Jubiläumsveranstaltung zu seinem 75-jährigen Bestehen stellen.²⁰ 2022 ist eine internationale Tagung der Bremer Friedensstiftung die Schwelle und des europäischen friedenskirchlichen Netzwerks Church and Peace zu Sicherheit neu denken geplant.

Informieren Sie sich und wirken Sie mit

Tragen Sie sich gern zum Erhalt des vierteljährlichen Newsletters unserer Initiative ein²¹ und unterstützen Sie als Einzelne oder mit Ihrer Gemeinde unseren Aufruf²².

Kostenlose Kurzfassungen des Szenarios, eine PDF des Szenario-Buchs, Bestellmöglichkeiten für das Szenario-Buch sowie weitere Materialien Youtube-Filme sowie weitere Informationen finden sich auf der Webseite der Initiative.²³ Auch Anregungen für die Arbeit mit dem Szenario in Kirchengemeinden finden sich dort.²⁴

Frieden und Sicherheit durch gelingende und international kooperative Beziehungen sind möglich. Wir können das alte Paradigma „Sicherheit durch Abschreckung“ überwinden – wenn wir wollen. Mehr Frieden auf Erden ist möglich, genauso wie eine CO₂-neutrale Energieversorgung Europas, wie sie die EU-Kommission inzwischen bis 2050 als reales Politik-Ziel formuliert.

Spendenaufruf

Zur Koordination der Initiative „Sicherheit neu denken“ hat die badische Landeskirche eine fünfjährige Projektstelle eingerichtet. Zur Finanzierung weiterer zweier Teilzeitstellen, die unser Anliegen in die jüngeren Generationen tragen, sind wir für finanzielle Unterstützung dankbar.²⁵

Beschlusstexte der Evangelischen Landeskirche in Baden zur Initiative Sicherheit neu denken

Synodenbeschluss „Kirche des Gerechten Friedens werden“ 2013, Konkretion 226

„Kirche hat den Auftrag, die Stimme des Evangeliums vernehmbar werden zu lassen. Die Landessynode bittet den evangelischen Oberkirchenrat, in regelmäßigen Gesprächen mit Verantwortlichen in der Politik die Friedensbotschaft der Bibel zu Gehör zu bringen, kritisch auf die Einseitigkeit militärischer Optionen hinzuweisen und die Begründung der zahlreichen Auslandseinsätze der Bundeswehr zu hinterfragen.

Ebenso sollen Entwicklung und Umsetzung gewaltfreier Konzepte und Instrumente der Prävention, der Lösung von Konflikten und der Friedenskonsolidierung immer wieder ins Gespräch gebracht werden.“

Synodenbeschluss „Kirche des Gerechten Friedens werden“ 2013, Konkretion 6

„Gleich dem nationalen Ausstiegsgesetz aus der nuklearen Energiegewinnung, gilt es – möglicherweise in Abstimmung mit anderen EU-Mitgliedsstaaten – ein Szenario zum mittelfristigen Ausstieg aus der militärischen Friedenssicherung zu entwerfen.“

Pressemitteilung zur Herbstsynode 2018/27

„Die Synode der Evangelischen Landeskirche in Baden hat die Etablierung einer zivilen Sicherheitspolitik als ein Ziel ihres friedensethischen Prozesses bekräftigt.“

Ralf Becker lebt in der Ökumenischen Gemeinschaft Wethen (www.oeg-wethen.de) und koordiniert im Auftrag der Evangelischen Landeskirche in Baden die bundesweite zivilgesellschaftlich-kirchliche Initiative „Sicherheit neu denken – von der militärischen zur zivilen Sicherheitspolitik“. Zuvor wirkte er mehrere Jahre als Koordinator des Vereins „gewaltfrei handeln – ökumenisch Frieden lernen“ (www.gewaltfreihandeln.org), der auf christlich-spiritueller Grundlage bundesweit Friedensfachkräfte ausbildet.

Von 1994 bis zum Jahr 2000 war Ralf Becker an der Konzeption und Leitung der Kampagne Erlassjahr 2000 (www.erlassjahr.de) beteiligt. 1998-2001 wirkte er als Referent für die Studie Zukunftsfähiges Deutschland beim Bischöflichen Hilfswerk Misereor. Von 2002 bis 2006 wirkte er als Beiratsmitglied der Initiative Zukunft des Katholisch-Sozialen Instituts der Erzdiözese Köln. Von 2013 bis 2018 engagierte er sich in der Zukunftsbild-Entwicklung und -Umsetzung der Erzdiözese Paderborn in deren Formation Team Lokale Kirchentwicklung.

Anmerkungen:

1 siehe https://www.sicherheitneudenken.de/html/content/unser_szenario.html

2 Übersetzungen ins englische, französische und niederländische sind bereits veröffentlicht, die polnische und russische Übersetzung folgen in Kürze, siehe

<https://www.sicherheitneudenken.de/html/content/international7217.html>

3 siehe <https://www.sicherheitneudenken.de/html/media/dl.html?v=209578>

4 siehe https://www.sicherheitneudenken.de/html/chenoweth_studie.html

5 siehe https://www.sicherheitneudenken.de/html/organisationen_initiativen.html

6 siehe <https://www.sicherheitneudenken.de/html/media/dl.html?v=215244>

sowie die Youtube-Aufnahme der Akademien in FFM vom 16.11.2020: <https://youtu.be/qU17-xVPKoA>

7 konsensuale Beschlussvorlage zur Synode im Januar 2021 vom Dezember 2020

8 siehe <https://www.sicherheitneudenken.de/html/content/veranstaltungen7151.html>

9 siehe <https://www.faz.net/aktuell/politik/politische-buecher/kirche-und-frieden-16444295.html>

10 siehe <https://www.rbb->

[online.de/rbbkultur/radio/programm/schema/sendungen/gott_und_die_welt/archiv/20200216_0904.html](https://www.rbbkultur/radio/programm/schema/sendungen/gott_und_die_welt/archiv/20200216_0904.html)

11 siehe https://www.sicherheitneudenken.de/html/dialog_mit_der_msc.html

12 siehe https://www.sicherheitneudenken.de/html/studentage_20192505.html

13 siehe <https://deutschlands-rolle.buergerrat.de/buergerrat/>

14 siehe https://www.sicherheitneudenken.de/html/content/ich_werde_multiplikatorin.html

15 siehe <https://www.sicherheitneudenken.de/html/kontakt6306.html>

16 siehe https://www.sicherheitneudenken.de/html/youtube_links.html

17 siehe <https://sameneveilig.earth/project-veiligheid-hoe-dan/>

18 siehe www.rethinkingsecurity.org.uk

19 siehe www.sharedsecurity.org

20 siehe <https://www.friedensrat.ch/jubilaumsveranstaltung-wie-zivil-kann-sicherheitspolitik-sein-vortrag-und-hearing/>

21 siehe <https://www.sicherheitneudenken.de/html/content/newsletter4536.html>

22 siehe https://www.sicherheitneudenken.de/html/content/ich_unterzeichne.html

23 siehe <https://www.sicherheitneudenken.de/html/content/downloads5500.html>

24 siehe https://www.sicherheitneudenken.de/html/als_kirchengemeinde.html

25 siehe <http://www.sicherheitneudenken.de/news.phtml?id=39410>

26 siehe <https://www.sicherheitneudenken.de/html/media/dl.html?v=192490>

27 siehe <https://www.sicherheitneudenken.de/html/media/dl.html?v=215280>

9 . Meinst du, die Russen wollen Krieg?

Meinst du, die Russen wollen Krieg?

Befrag die Stille, die da schwieg

im weiten Feld, im Pappelhain,

Befrag die Birken an dem Rain.

Dort, wo er liegt in seinem Grab,

den russischen Soldaten frag!

Sein Sohn dir drauf Antwort gibt:

Meinst du, die Russen woll'n,

meinst du, die Russen woll'n,

meinst du, die Russen wollen Krieg?

Nicht nur fürs eig'ne Vaterland

fiel der Soldat im Weltenbrand.

Nein, dass auf Erden jedermann

in Ruhe schlafen gehen kann.

Holt euch bei jenem Kämpfer Rat,

der siegend an die Elbe trat,

was tief in unsren Herzen blieb:

Meinst du, die Russen woll'n...

Der Kampf hat uns nicht schwach gesehn,

doch nie mehr möge es geschehn,

dass Menschenblut, so rot und heiß,

der bitt'ren Erde werd' zum Preis.

Frag Mütter, die seit damals grau,

befrag doch bitte meine Frau.

Die Antwort in der Frage liegt:

Meinst du, die Russen woll'n...

Es weiß, wer schmiedet und wer webt,

es weiß, wer ackert und wer sät -

ein jedes Volk die Wahrheit sieht:

Meinst du, die Russen woll'n,

meinst du, die Russen woll'n,

meinst du, die Russen wollen Krieg?

(1961)

und hier der russische Text:

Хотят ли русские войны?

Хотят ли русские войны?

Спросите вы у тишины

Над ширью пашен и полей,

И у берёз и тополей.

Спросите вы у тех солдат,

Что под берёзами лежат,

И вам ответят их сыны -

Хотят ли русские,

Хотят ли русские,

Хотят ли русские войны!

Не только за свою страну
Они погибли в ту войну,
А чтобы люди всей земли
Спокойно ночью спать могли.
Спросите тех, кто воевал,
Кто вас на Эльбе обнимал,-
Мы этой памяти верны.
Хотят ли русские,
Хотят ли русские,
Хотят ли русские войны!

Да, мы умеем воевать,
Но не хотим, чтобы опять
Солдаты падали в бою
На землю горькую свою.
Спросите вы у матерей,
Спросите у жены моей,
И вы тогда понять должны -
Хотят ли русские,
Хотят ли русские,
Хотят ли русские войны!

...Поймёт и докер, и рыбак,
Поймёт рабочий и батрак,
Поймёт народ любой страны -
Хотят ли русские,
Хотят ли русские,

Хотят ли русские войны!

Евгений Евтушенко

2002 Gedanken an der Grabstätte von ehemaligen Zwangsarbeitern in Havixbeck

Besuch auf dem Friedhof in Havixbeck.

Ansehen und Ansehen geben

Gedanken an der Grabstätte von ehemaligen Zwangsarbeitern auf dem Friedhof in Havixbeck anlässlich des Besuches polnischer Gäste vom 10. Bis 14. April 2002

Anna, Alexander, Demetrius.

Seit einiger Zeit erst kenne ich eure Namen. Ich ahne einiges von dem, was euch angetan wurde fern eurer Heimat. Wir sind uns im Leben nicht begegnet.

Doch seid ihr in mein Leben getreten über diesen Ort. Ich spüre eine Verbindung wachsen über die Zeiten.

In eurer Zeit wurde das Unmögliche versucht, im Namen einer unmenschlichen Ideologie euch eure Würde abzuspriechen von Menschen aus dem Volke, dem ich anhöre. Dafür bitte ich euch heute um Vergebung.

Mit meinem Besuch zusammen mit ehemaligen Leidensgefährten und mit Freunden und Bürgern aus der Gemeinde Havixbeck bringe ich zum Ausdruck, dass ich euer Leben und Sterben achte und würdige.

Ich versuche, mich zu erinnern. Das heißt für mich nicht nur zurückschauen auf eine schlimme Zeit mit Krieg und Verbrechen. Erinnern schließt für mich ein, nach innen zu gehen. Ich will nach innen schauen und wahrnehmen, was in der Tiefe meines Herzens ist: wir sind eins, wir gehören als Menschen zusammen.

Mit unserem Blumengruß und den Entzündungen eines Lichtes setzen wir von Seiten des Friedenskreises ein Zeichen: Euer Schicksal, das ihr mit Millionen Menschen geteilt habt, ist uns nicht gleichgültig. Es hilft uns, den Weg des Erinnerns zu gehen: hier und heute den Weg der Verbundenheit und Freundschaft leben, die Hand zur Versöhnung ausstrecken.

Liebe Anna, lieber Alexander, lieber Demetrius,

Ihr seid für mich gegenwärtig. Ihr seid anwesend. Nicht in dieser Grabstätte, so wenig wie all die anderen Toten auf diesem Acker. Ihr lebt in meinen Gedanken, in meiner Scham und Trauer. Ihr lebt in meiner Hoffnung und in meinen Träumen von einer friedlichen Menschenfamilie.

Franz-Roger Reinhard